
ar
7/87
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
SF-Test
Waffenbrüder

INHALT

4 „Pfeil"-Schützen
6 SF-Test
12 Postsack
16 … und ich würde es wieder werden
22 Ein schickes Geschäft?
26 Bildkunst
28 AR-Preisausschreiben
30 Schlittenfahrt durch den Fluß
36 Pop-spezial
38 Durch die Zeiten
40 Dienstlaufbahnabzeichen
42 Babitschew
45 Militaria/ Grande Armée 1812
52 AR International
54 Berliner Pflänzchen und Berliner Witz
56 Nachfahren der Hakkapeeliitta
60 MiG-29
64 Berlin – meine Liebe
70 Wie das Militär singt keiner sonst
74 Soldaten schreiben für Soldaten
78 Güte
84 Mit Chodjatschi Schmetterlinge bauen
88 Wenn es um Großes geht …
94 Typenblätter
96 Rätsel
98 Leser-Service



◄ 56



◄ 60
▼ 16







▲ 84
◄ 30



Was ist Sache?

Wird in der Bundeswehr wirklich immer wieder die alte Bedrohungslegende aufgewärmt? René Seifert

Ist es gestattet, zur Uniform auch ohne ärztliche Verordnung eine Sonnenbrille zu tragen? Maat Wieland Tomoske

Man müßte eigentlich meinen, die Friedenspolitik der sozialistischen Staaten hätte diesbezüglich ganze Arbeit geleistet. Immerhin wurde dadurch maßgeblich die internationale Diskussion geprägt und zur Herausbildung einer Koalition der Vernunft beigetragen. Erst jüngst formulierten die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages, daß ihre Militärdoktrin ausschließlich Verteidigungscharakter hat, und damit Sozialismus und Bedrohung einander ausschließen. Was aber fruchtet das bei jenen, die den Angehörigen der Bundeswehr die Notwendigkeit nuklearer Abschreckung und Hochrüstung seit eh und je mit der Legende von der politischen und militärischen Bedrohung Westeuropas durch die Sowjetunion begründen wollen? Die Wirklichkeit spricht eine beredte Sprache.

Im März fand in Westeuropa die Kommandostabsübung Wintex/Cimex '87 statt. Mit einer halben Million Teilnehmern aus 13 Staaten, darunter 850 militärische und 1 400 zivile Dienststellen der BRD, war es – so die Publikation „Bundeswehr aktuell" – „die größte und wichtigste Übung der NATO". Bei einem solchen Unternehmen überlegt man es sich wohl, welchen Inhalt und welche Lage man ihm gibt. Die Führungsstäbe der NATO wie der BRD nahmen sich zweieinhalb Jahre Zeit dafür. Und so verlautbarte denn auch das Bonner Verteidigungsministerium, daß zwar alles „fiktiv" sei, „aber so realistisch wie möglich". Was hält man für „so realistisch wie möglich"? Ich zitiere dazu aus dem Westberliner „Volksblatt" vom 25. Februar: „Der Warschauer Pakt ist aufmarschiert, greift in kurzer Zeit blitzschnell an, sowjetische Panzer stehen bereits am Rhein. Die Vorneverteidigung an der Grenze der Bundesrepublik ist überrannt, der lebensnotwendige Nachschub aus den USA ist im Atlantik von russischen U-Booten gekappt, dem Westen bleibt kein anderer Ausweg: Er muß an das Schlimmste denken, den Nukleareinsatz androhen. Der erste Atomschlag soll ein Zeichen setzen."

Die „Stuttgarter Zeitung" vom selben Tage verwies überdies auf einen „geheimen Einführungsfilm" aus der Medienzentrale der Bundeswehr, in den man „Standfotos vom sowjetischen Generalsekretär Michail Gorbatschow eingeblendet hatte, der indirekt als Chef der angreifenden ‚Orange'-Partei dargestellt" wurde. Und natürlich basierte die Lage auf „einem Präventivangriff von ‚Orange'-Truppen", berichtete die Zeitung abschließend.

Die Bundeswehr hat also ihre ideologische Zielrichtung abgesteckt und sie deutlich genug benannt. Oder was anderes sind Äußerungen über die „sowjetische Bedrohung" von General Mack, immerhin Stellvertreter des NATO-Oberbefehlshabers, und Admiral Wellershoff, Generalinspekteur der Bundeswehr. Der Sowjetunion und dem Warschauer Vertrag wird unterschoben, sie stellten „in zunehmendem Maße einen nur mit konventionellen Kräften und Mitteln geführten und auf Europa begrenzten Krieg in den Vordergrund ihrer Überlegungen". Da verwundert es doch nicht, daß Bundeswehrsoldaten wie der Gefreite Oliver Laible vom Luftwaffenversorgungsregiment 3 in Landsberg die dortige „politische Bildung" als „antisowjetisch" bezeichnen.

Den Punkt darauf setzte der Hamburger Wissenschaftler H.-J. Schulz, der die ideologische Beeinflussung von Bundeswehrsoldaten untersucht hat. Seine Einschätzung: „Den Kommunismus beschreibt man genau so, wie man den Faschismus praktiziert hat. Dem Soldaten wird ein Feind aufgebaut, den er als unmenschlich und freiheitsbedrohend hassen soll."



Da Sie kein ärztliches Attest vorweisen können, geht es Ihnen offenbar wie vielen: zwar ist Ihren Augen das direkte Sonnenlicht unangenehm, aber wiederum nicht so unerträglich und hinderlich, daß der Augenarzt Ihnen eine entsprechende Schutzbrille verschreiben müßte.

Deswegen brauchen Sie allerdings nicht generell auf eine Sonnenbrille zu verzichten – zumindest nicht in der dienstfreien Zeit, im Urlaub oder während des Landgangs. Das Modell darf durchaus auch modischen Tendenzen folgen, sollte jedoch immer im Zusammenhang mit der Uniform gesehen werden: schließlich tragen Sie nicht schlechthin das Matrosenblau, sondern an der Bändermütze den verpflichtenden Namen „Volksmarine".

Was ich für die Freizeit gesagt habe, muß nicht unbedingt für den Dienst gelten. Hier können die Vorgesetzten verlangen, daß Sie die Sonnenbrille absetzen. Im Interesse der militärischen Aufgabenerfüllung oder auch von Disziplin und Ordnung.

Ihr Oberst

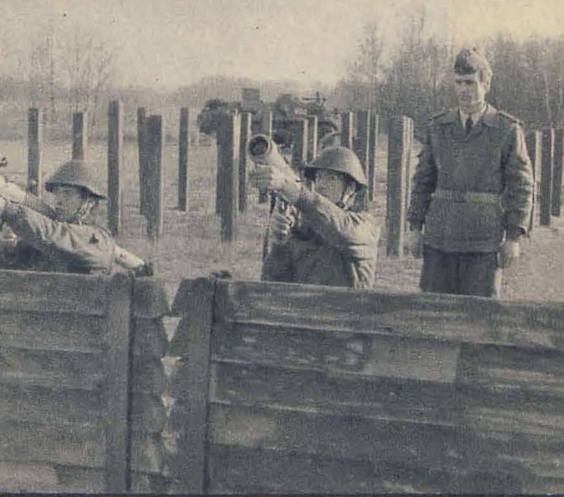
Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

„PFEIL"-SCHÜTZEN

Im Rudolf-Renner-Regiment beobachtete Achim Tessmer mot. Schützen bei der Ausbildung an der Fliegerabwehrrakete. Die „Strela" – nichts anderes heißt ja Pfeil auf russisch – ist eine wirksame Waffe gegen tieffliegende Luftziele, wenn ... ja, wenn sie von den Soldaten beherrscht wird. Deshalb intensives Schießtraining. Deshalb Überwinden der Hindernisbahn. Damit jeder „Pfeil" trifft.





SF-Test

ZUM TITELBILD



Was in diesen (hoffentlich warmen und sonnigen) Julitagen für 1500 Soldaten Wirklichkeit ist, war in den (kalten und schneereichen) Märztagen für sie noch so etwas wie Science-fiction: zum VIII. Turn- und Sportfest dabei und somit drin sein zu können in der Sportschau der ASV Vorwärts.

Nun sind sie es. Und auf Stadionrängen wie an Bildschirmen schauen ihnen Millionen zu, erfreuen sich an den schnell wechselnden Partner- und Gruppenübungen, sind gebannt von der Kraft disziplinierten und geschlossenen Handelns, bewundern die turnerisch-akrobatischen Leistungen, mögen erstaunt sein über die mit Schleuder- und Wurfbrett sowie Fangtuch einfachen Geräte, wippen mit im Takt der modern arrangierten, rockigen Musik, lassen sich faszinieren von den eleganten Hecht- und Strecksprüngen und zollen ihre Anerkennung den sechzigmal 13 Salti, vorwärts wie rückwärts. Und erkennbar wird ihnen, daß zunächst Ausschnitte aus der Gefechtsausbildung gezeigt und danach Komponenten des Massensports dargeboten werden, während die schwierigen Gruppenübungen und effektvollen Sprungkombinationen des dritten Tei-



les für hohe militärische Meisterschaft sprechen, gekrönt vom Schlußbild, das Kraft und Stärke der sozialistischen Bruderarmeen des Warschauer Vertrages ausdrückt. All dies sieht natürlich besser und vollendeter aus als auf unseren Fotos ...

Was wunder auch, sind sie doch lange zuvor entstanden: an einem frostigen Märznachmittag, als junge Grenzsoldaten sich in einer dritten Leistungsprüfung dem entscheidenden SF-Test stellten. Und da es hierbei im wahrsten Sinne des Wortes um die Fahrkarten nach Leipzig ging, steht das Kürzel sowohl für Sportfest als auch für Zukunftsfiktion. Denn immerhin hatten sich allein in den Grenztruppen der DDR 360 Genossen auf ihre Nominierung vorbereitet; nur 240 indes konnten in den Übungsverband der Armeesportvereinigung Vorwärts aufgenommen werden.

Salto – mit dem Pferd?

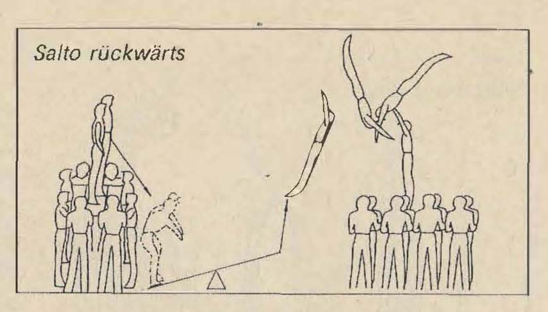
Begonnen hatte alles noch früher.

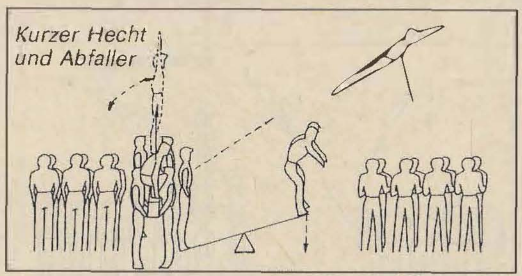
Wenn wir einmal außer acht lassen, daß das von Oberstleutnant d.R. Klaus Gerstner geleitete Gestalterkollektiv die Sportschauübung natürlich schon weit zuvor turnerisch wie musikalisch komponiert hat und sie ausschnittsweise zum 30. Geburtstag der NVA im Palast der Republik zu sehen war, wenn wir also lediglich von dem Zeitpunkt ausgehen, zu dem die Kandidaten ausgewählt wurden, dann kommen wir auf den November 1986.

Einberufung.

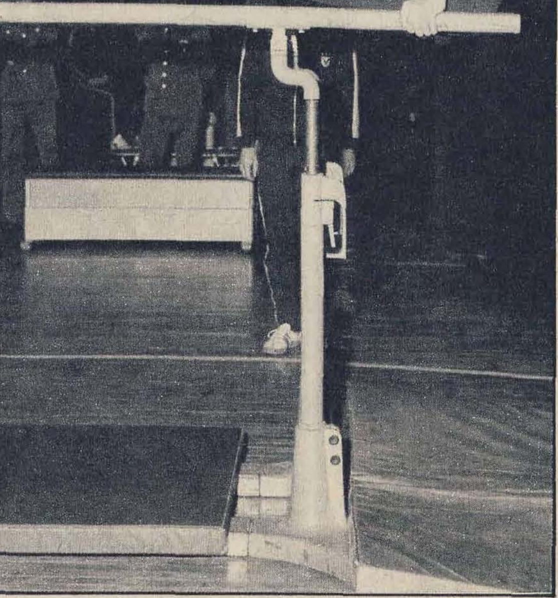
Zeitgleich mit denen, die der Einberufungsbefehl zum aktiven Wehrdienst ruft, führt ein einheitlicher Dienstauftrag auch Sportoffiziere und Mitarbeiter der ASV Vorwärts in die Kasernen. Man könnte sie Sportschau-Späher nennen. Vielerorts sind sie dabei, wenn die Zwei-Tage-Soldaten (mit Bahnfahrt) den Achtertest absolvieren. Wer ihn mit der Note 1 oder auch 2 beendet, kann sicher sein, daß ihm einige Fragen gestellt werden: ob er regelmäßig Sport treibe oder einer Sportgemeinschaft angehöre oder schon mal einen Salto probiert habe. Einer, der sich als Reitsportler bekennt, fragt ungläubig zurück: „Mit dem Pferd?"

Natürlich nicht. Aber vielleicht vom Sprungbrett in einem Schwimmbad? Da finden sich schon einige – mögliche Spezialisten oder auch Springer für die ASV-Sportschau. Wer also den Achtertest achtbar hinter sich gebracht hat und zudem bereit ist, bei Eignung und entsprechenden Leistungen im Übungsverband der Armeesportvereinigung am VIII. Turn- und Sportfest der DDR teilzunehmen, der darf darauf rechnen, wenig später in eine spezielle Sportkompanie kommandiert zu werden. Wie die Soldaten Gerd Günther oder Sven Wuwer, Gert Salewsky oder Robert Starke ...











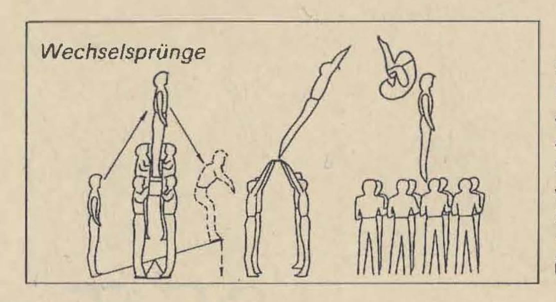
Robert Starke

SF-Test

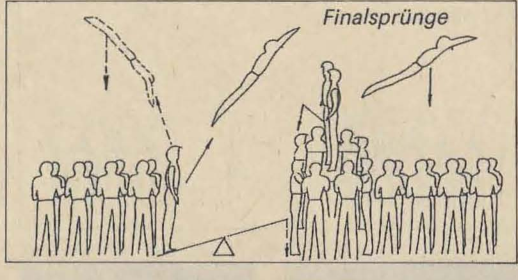
Drücker zwischen Doppelstockbetten

Was mögen sie sich vorgestellt haben unter besagter Sportkompanie: Soldatsein in Sportschuhen? Das Hallenparkett als Ausbildungsgelände? Dienst im Trainingsanzug?

Was sie erleben, ist Dienst nach dem normalen Ausbildungsprogramm eines Grenzausbildungs-Truppenteils – nur mit ein paar Stunden physischer Ausbildung mehr. Jedoch, gerade haben sie sich mit ihrer neuen Umgebung bekanntgemacht, da setzt jener Winter ein, der zu Frühlingsanfang noch nicht vorbei ist und dem März das Prädikat eintragen wird, der kälteste des Jahrhunderts zu sein. So sind sie, ehe sie sich's versehen, allein in dem nicht eben kleinen Kasernenareal: alle anderen sind in der Kohle und helfen dort bei der Sicherung der Energieversorgung unseres Landes. Mithin haben sie die Objekt- wie auch Außenwachen zu stellen, Schnee zu schippen, Dienste zu stehen und vielerlei Arbeiten zu ver-



SF-Test



richten. „Alles zusätzlich", wie Kompaniechef Oberleutnant Heß betont. „Eine hohe Belastung demnach, denn die Ausbildung ging ja weiter."

Aber sie lassen sich nicht entmutigen. Soldat Sven Wuwer, Zimmerer aus Leipzig, steigert sich auf sieben Klimmzüge. Als Neunjähriger hat er die Sportschau des DTSB original im Stadion erlebt; ein Erlebnis, das ihn noch heute mit Neunzehn motiviert, alles zu geben, um nunmehr als Aktiver dabei zu sein. Obwohl Soldat Gert Salewsky – „Man ist abends vollkommen gestreßt!" – gut einen Monat nicht zum Training mit den 37,5-kg-Kugelstäben gekommen ist, bringt er beim SF-Test die geforderten 15 Kniebeugen sowie das 18malige Stoßen damit. Im Übungsverband als Drükker vorgesehen, bleiben seine wenigen Klimmzüge indes nur ein mageres Resultat. Für den Winkelstütz am Barren, der bei dieser Leistungsüberprüfung fünf Sekunden einwandfrei gehalten werden muß, ist er besser präpariert: hat er ihn



doch mit anderen Genossen seiner Stube an den oberen Längsstreben der Doppelstockbetten geübt und ist dort bereits auf die stattliche Zeit von 22 Sek. gekommen ...

Lust auf Leipzig

Der SF-Test, den wir beobachten, umfaßt bei den Spezialisten oder auch Springern: Winkelstütz am Barren, Kopfstand, Salto rückwärts, Strecksprung vom Wurfbrett und Salto vorwärts vom Wurfbrett in das Fangtuch. Die Resultate differieren außerordentlich – Ausdruck wohl auch eines Umstandes, auf den Soldat Gert Günther indirekt hinweist, als er sich seiner Sportschauteilnahme von 1983 erinnert: daß im Übungsverband der Sportstudenten sowohl im Ausgangsniveau einheitlichere als auch weit höhere Grundvoraussetzungen vorhanden waren. Hier freilich erscheint sein Salto rückwärts, mit dem der Lehrer für Sport/Geschichte noch keineswegs zufrieden ist, anderen als das Nonplusultra. Schließlich haben die wenigsten von ihnen nach der Schulzeit aktiv Sport getrieben und noch weniger sich dabei zu Salto-mortale-Höhen emporgeschwungen.

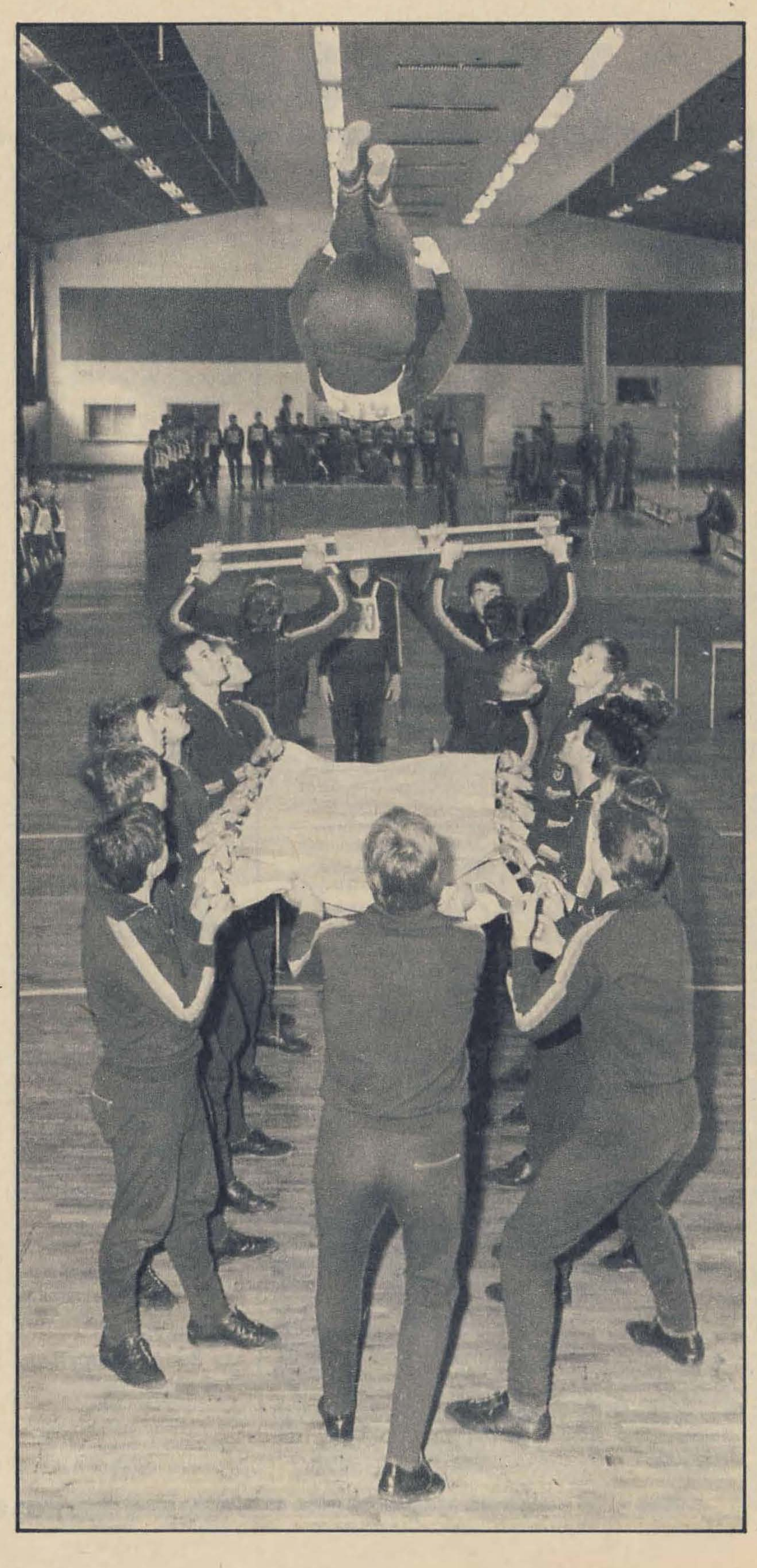
Um so wichtiger, bedeutsamer, entscheidender sind Rolle und Hilfe der trainierten Könner: beispielsweise solcher wie des Soldaten Robert Starke, 20, bis zu seiner



Verletzung ein Turner der Meisterklasse im SC Dynamo Berlin. Seinen ausnahmlos mit der Note 1 bedachten Salti spenden die bei der Leistungsüberprüfung anwesenden Übungsleiter aus allen Teilen der NVA sowie aus den Grenztruppen der DDR spontan Beifall. Speziell den Genossen seiner Stube ist er ein individuell mit ihnen arbeitender, hilfsbereiter, fordernder und fördernder Übungsleiter. Nicht offiziell eingesetzt, selbsternannt. Und vielleicht drückt es ihn am allermeisten, daß etliche weit mehr können als es hier zum Ausdruck kommt: „Sie sind keine Wettkampftypen, haben also großes Lampenfieber, sind aufgeregt und bleiben unter ihren Leistungen. Ich weiß, daß viele mehr können; schließlich haben wir zusammen trainiert und da brachten sie Besseres." So sieht der Berliner seine Aufgabe darin, ihnen neben dem Sportlich-Turnerischen vor allem Mut zu geben und Selbstvertrauen, sie anzuspornen und anzustacheln. Er bringt es auf den Nenner: „Lust auf Leipzig!" Denn insbesondere die, so seine Erfahrung, treibt voran. „Wer wirklich darauf brennt, zum VIII. Turn- und Sportfest zu kommen, der schafft es auch ..."

Was in diesen (hoffentlich warmen und sonnigen) Julitagen keine Science-fiction mehr, sondern in Gelb-rot auf grünem Feld zu besichtigen ist.

Text:
Karl Heinz Horst
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer, Manfred Uhlenhut



postsack

Auch wenn es schwerfällt

Mein Verlobter ist seit '85 bei den Grenztruppen, ich selbst bin Studentin. Beide sind wir viele Kilometer voneinander getrennt, und das wird nach seinem dreijährigen Ehrendienst noch eine ganze Weile so bleiben. Wie oft sind inzwischen Tränen geflossen, wie oft habe ich schon geglaubt, es nicht mehr schaffen zu können. Aber deshalb an eine Trennung denken? Niemals! Denn ich sehe, wie Schwierigkeiten gemeinsam überwunden werden können, jedes Tief ein rasches Ende findet, wenn er mir hilft. In solchen Situationen schöpfe ich dann Zuversicht und gebe auch ihm noch mehr Halt. Er steht nicht nur für mich auf Wacht, sondern für uns alle. Das ist doch das Entscheidende. Und dann gibt es doch die herrlichen Urlaubsstunden, viele liebe Briefe und ab und zu ein Telefongespräch. Also, Mädchen, Köpfe hoch, wenn's auch manchmal verteufelt schwerfällt!
Jana Schreiter, Zwickau

Schnappschuß

Die Singegruppe „Heinrich Wieland" fotografierte ich im Pionierpalast „Ernst Thälmann", als sie ihr Programm „Der einfache Frieden" vortrug.
Andreas Gläser, Berlin



Interessen: Musik, Reisen, Tanzen

Wir sind zwei begeisterte Leser Eurer Zeitschrift. Besonders gefallen uns die Beiträge über das entbehrungsreiche Soldatenleben. Wir alle wissen doch, daß es in unserer heutigen Zeit sehr wichtig ist, so ausgezeichnete Beschützer zu haben. Deshalb imponieren uns alle Jungs, die sich entschlossen haben, Berufssoldaten zu werden. Wir würden uns gern mit zwei von ihnen schreiben.
Antje und Ulrike Steinert,
Grünhauser Str. 17,
Lauchhammer/Ost, 7812

Seit gut vier Jahren

... ist mein Mann bei der Armee. Er hat sich für zehn Jahre entschieden. Mit seinem Entschluß war ich einverstanden, ist es doch sehr wichtig, für unser Glück zu kämpfen, besonders für die Zukunft aller. Durch meinen Mann ermuntert, habe ich den Antrag zur Aufnahme in die Partei gestellt und wurde im März als Mitglied der SED bestätigt.
Kerstin Sachse,
Bad Langensalza

Mit wenig Aufwand und viel Spaß

Die FDJler der Fachrichtung Panzer des Ausbildungszentrums „Paul Fröhlich" veranstalteten eine Soldatendisko mit Soliversteigerungen in den Pausen. Die Artikel, die dort angeboten wurden, stammten aus Spenden von Genossen des Stabes, Vorgesetzten der Einheiten und Patenbetrieben. Die Auktion erbrachte 874 Mark. So gelang es uns, mit wenig Aufwand und viel Spaß einen Beitrag zur antiimperialistischen Solidarität zu leisten.
Stabsfeldwebel
Peter Reiher

Mit dem Herzen dabei

Es wurde mal nach dem ältesten Leser der AR gefragt. Ich bin 84 Jahre!
Erna Fischbach,
Sachsenbrunn



Dankeschön für das Interesse. Einer der jüngsten AR-Leser kommt hier zu Wort:

Wißbegierig

Ich bin 12 Jahre alt und möchte mich gern mit einem Unteroffizier schreiben, der über viele militärische Dinge Bescheid weiß.
Mike Krummhaar, Ortsstr. 77, Postfach 8-19,
Poppenheim, 6086

Als Mitglied der Kampfgruppen

... erfüllt mich nach jeder Ausbildung ein gutes Selbstgefühl, meine Frau gestanden zu haben. Es ist doch eine lohnende Aufgabe, etwas für die Landesverteidigung zu tun. Auch mein Sohn entschied sich dafür, er wird für 25 Jahre seinen Dienst in der NVA versehen. Ich möchte gern Kontakt zu einem Berufsoffizier aufnehmen, bin 35.
Doris Steffan,
Kyritzer Str. 19c,
Wittenberge, 2900

Beeindruckt von Vati

Seit vorigem Jahr ist mein Mann auch bei der Armee. Jetzt weiß ich, was es heißt, ihn in schweren Stunden nicht zu Hause zu haben. Aber wir wissen ja, wofür der Dienst erforderlich ist. Wir möchten in Frieden leben. Dafür geben wir unser Bestes, egal, ob im Beruf oder im Grundwehrdienst. Mein Mann wurde für seine guten Leistungen vorzeitig zum Gefreiten befördert. Wir sind alle sehr stolz auf ihn, gratulieren ihm herzlich und haben ihn sehr lieb: Sohn René, Töchterchen Anja und Frau Ilona Schmidt, Harsleben

Matthias, wo bist du?

Mit Matthias Blasek versuche ich wieder ins Gespräch zu kommen. Er studierte mit mir 1980 bis 1982 in Dresden und verpflichtete sich zu einer längeren Dienstzeit bei der Volksmarine.
Henning Haase,
August-Bebel-Str. 2,
Güstrow, 2600

Ist er noch dabei?

Wir gedienten Reservisten aus einer mecklenburgischen Garnison suchen unseren ehemaligen Zugführer Leutnant Mönch. 1969 wurde er nach Prenzlau versetzt.
Gefreiter d. R. Claus-Uwe Barth, Wilhelmstr. 17, Halle, 4016



FDJ mischt mit

Seit 1986 verfügt auch unsere Kreisstadt über ein Militärpolitisches Kabinett. Wir schufen ein FDJ-Aktiv aus Bewerbern für militärische Berufe, das in die Arbeit einbezogen wird. Künftige Politoffiziere konnten so schon Erfahrungen sammeln. Mit Sowjetsoldaten haben wir gemeinsame Foren veranstaltet und planen einen monatlichen Tag der Waffenbrüderschaft. Wie arbeiten andere Kabinette?
Hauptmann a. D. Albrecht, Militärpolitisches Kabinett, Parkallee 1, Gotha, 5800

„Zwecke" gesucht

Dietmar Beier heißt er, war mit mir viele Jahre im Kinderheim Dolkau, wurde 1977 entlassen und hat sich später für 10 Jahre zur Armee verpflichtet.
Gisela Wend bei Knorre, Block 493/8/38, Halle-Neustadt, 4090

Moralisch gewachsen

Fast vier Jahre studiert mein Mann nun als Offiziersschüler in Stralsund. Trotz dieser langen Trennung ist unsere Liebe und unser Vertrauen gewachsen. Ich bin stolz auf ihn und werde ihn immer unterstützen.
Kerstin Böhmer, Bad Salzungen

Auf dem Weg geholfen

Im Mai begann ich meine Laufbahn als Berufsunteroffizier in Prora/Rügen. Ich bedanke mich bei allen, die mir bei der Berufswahl geholfen und mich in meiner Entwicklung unterstützt haben; das waren die FDJ-Bewerberkollektive des VEB Schaltelektronik Oppach sowie des Wehrkreiskommandos Löbau und der Direktor der Betriebsschule, Herr Peter Knoblauch.
Silvio Westphal, Ebersbach

Disko und Disput

Mein Mann und ich nahmen am 3. Traditionstreffen des FDJ-Bewerberkollektivs „Leutnant Lutz Meier" im SKET teil. Natürlich waren auch ehemalige Lehrlinge dabei, die heute einen militärischen Beruf ausüben. Auf Foren und am Abend bei der Disko wurde viel diskutiert und auch gefachsimpelt. Mich hat besonders beeindruckt, wie sich die jungen Menschen für ihren künftigen Beruf motivieren und ihn als Kampfplatz für den Frieden sehen.
Gisela Kortz, Magdeburg



hallo, ar-leute!

Ganz groß – die Kleinen

Ich habe mich riesig gefreut, mal etwas über die „kleinen" Springer aus Brotterode (AR 3/87) zu lesen. Im Juli '86 war ich dort im Urlaub und konnte selbst ein Mattenspringen miterleben. Ich habe große Achtung vor diesen Jungen, denn sie beweisen doch, daß man seine Angst mit großem Willen besiegen kann.
Anke Scholz, Wildenhain

Erinnerungen

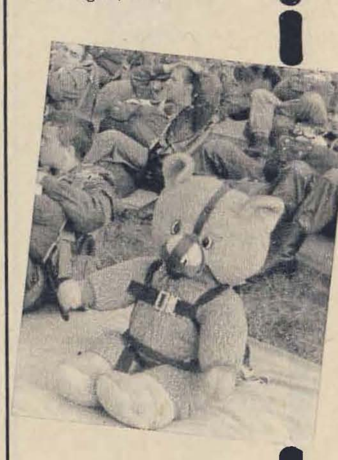
Im Märzheft auf den Seiten 90/91 habe ich mit Interesse die Lesermeinungen verfolgt. Wieder einmal wurde ich daran erinnert, daß auch ich eine derjenigen war, die es nicht geschafft hatten, mit dem Freund während seiner Armeezeit zusammenzubleiben. Und daran war nicht die Armee schuld! Ich wußte, daß er 25 Jahre macht, wir wollten trotzdem gemeinsam durchs Leben gehen. Leider habe ich in einer schwachen Stunde unsere Verbindung gelöst und später nicht mehr den Mut gehabt, zu versuchen, diesen Fehler wiedergutzumachen.
Anke Gohlke, Halle-Neustadt

Ja, ja, das Grüßen

Da haben Sie mit der Kurzgeschichte „Ich soll schön grüßen" in AR 3/87 die Lage richtig gepeilt. Wenn man durchs Objekt geht, möchte man am liebsten die rechte Hand ewig an der Kopfbedeckung lassen ...
Gefreiter Klaus Sternbitter

Mehr „Willis"!

„Willi, der Vorspringer" in AR 3/87 fand ich einfach gut! So etwas kann öfter kommen! 15 Jahre alt bin ich und möchte mal 25 Jahre bei den Aufklärern oder Fallschirmjägern dienen. Wer kann mir Lektüre über diese beiden Bereiche schicken?
Marco Klare, Hederslebener Weg 1, Gröningen, 3233



Mutige Männer imponieren

Ich war sehr erfreut, im Märzheft mal was von unseren Fallschirmjägern zu lesen. Ehrlich gesagt, diese Jungen bewundere ich. Ich weiß nicht, ob ich den Mut hätte, so etwas zu tun. Ich möchte gern mehr erfahren über diese Leute. Wer von ihnen schreibt mir?
Carola Hellner, H.-Beimler-Ring 75, Guben, 7560

Zu viel angeboten?

Die AR finde ich im großen und ganzen gut. Was mir nicht gefällt ist, daß Ihr in manchen Heften zu viel über andere Armeen oder zu viel über Ziviles berichtet. Ich glaube, Ihr solltet mehr über den Alltag in der NVA schreiben.
Matthias Meßner, Dresden

Was können Sie denn Humorvolles aus der Truppe berichten? Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

Reserve ohne Ruh'

Viel habe ich der AR für meine Reservistentätigkeit im Wehrkampfsport entnommen. Als Sektionsleiter bin ich auch oft an den Wochenenden unterwegs, so daß ich bisher noch keine Gelegenheit hatte, eine passende Partnerin zu finden. Ich bin jetzt 35 Jahre. Ob eine Veröffentlichung in der AR hilft?
Lothar Schröter, Heidestr. 82, Dessau, 4500



Wir wünschen Ihnen Glück, das Unsrige haben wir getan.

gefragte fragen

Wenn's Baby kommt

Gibt es während des Schwangerschaftsurlaubes das volle Geld?
Unteroffizier Martina Stiebner

Als Schwangerschafts- und Wochengeld werden die Nettovergütungen in bisheriger Höhe weitergezahlt.

Acht an der Zahl

Wer sind die Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung?
Offiziersschüler Michael Maaß

Generaloberst Streletz, Chef des Hauptstabes: Generaloberst Brünner, Chef der Politischen Hauptverwaltung der NVA; Generaloberst Stechbarth, Chef der Landstreitkräfte; Generalleutnant Goldbach, Chef Technik und Bewaffnung; Generalleutnant Grätz, Chef Rückwärtige Dienste; Generaloberst Reinhold, Chef der Luftstreitkräfte/ Luftverteidigung; Admiral Ehm, Chef der Volksmarine; Generalleutnant Baumgarten, Chef der Grenztruppen der DDR.

Die Trauben hängen hoch

Ich erfuhr, daß man nach mehrmaligem Erringen des Bestenabzeichens mit der Verdienstmedaille geehrt werden kann. Wie verhält sich das?
Feldwebel Gernot Wiebler

Eine Auszeichnung mit der Verdienstmedaille der NVA erfolgt am Ende eines Ausbildungsjahres, und zwar in Bronze nach sieben-, in Silber nach neun- und in Gold nach zwölfjähriger Teilnahme an der Bestenbewegung. Ihre Bedingungen müssen dabei jeweils jährlich mindestens einmal erfüllt werden.

Turmlos

Von einem Freund hörte ich, es gebe einen SPW 60PA. Könnten Sie ein Bild und technische Daten veröffentlichen?
Rajko Wahlich, Staßfurt

Dieser schwimmfähige SPW unterscheidet sich von seinem Vorgänger 60P vor allem dadurch, daß sein Wannendach gepanzert statt mit einer Plane abgedeckt ist. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten: Gefechtsmasse 10200 kg, Länge 7220 mm, Breite 2825 mm, Höhe 2080 mm, Bodenfreiheit 475 mm, Höchstgeschwindigkeit 80 km/h, Fahrbereich 500 km, Bewaffnung 1 MG 7,62 mm, Besatzung 12 Mann.



Überholtes Stipendium

Während meines Wehrdienstes erhielt ich das Leistungsabzeichen der NVA. Ich erfuhr, daß diese Auszeichnung bei Aufnahme eines Studiums eine Erhöhung des Grundstipendiums bewirkt. In meiner IHS Wustrow weiß niemand etwas davon.
Andreas Schmidt, Rostock

Was nicht verwunderlich ist, denn eine derartige Bestimmung gab es vor vielen Jahren. Sie ist durch die Stipendienordnung vom 11. 6. 1981 mit ihren verbesserten Regelungen hinfällig geworden.

Was macht das Double?

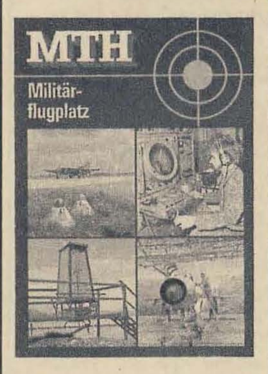
Oberst Eberhard Köllner war bekanntlich 1978 das Double unseres ersten Fliegerkosmonauten. Zweimal hatte ich in der Vergangenheit das Vergnügen, Genossen Köllner etwas näher kennenzulernen. Wo ist er jetzt tätig?
Hauptmann Harry Pächtl

Er ist Stellvertreter des Vorsitzenden des Zentralvorstandes der GST für Flug- und Fallschirmsprungausbildung.

Welche MTH noch?

Seit einigen Jahren sammle ich die Militärtechnischen Hefte (MTH). Nicht immer gelingt es mir, ein Exemplar zu „ergattern", aber mittlerweie habe ich bald ein Dutzend zusammen. Kürzlich kaufte ich „Militärflugplatz". Was ist in diesem Jahr weiter zu erwarten?
Fähnrichschüler Detlev Sigurska

„Militärisches Nachrichtenwesen" ist inzwischen auch auf dem Markt. Es folgen „Flak-Artillerie" und im Herbst „Landungsschiffe".



Ist er verschwunden?

Gibt es bei uns noch den Dienstgrad Stabsgefreiter? Ich habe noch nie solch einen gesehen.
Gefreiter d. R. Joachim Strecker, Halle

Dann aufpassen bei Fallschirmjägern! Bei diesen „Soldaten auf Zeit" ist er zu entdecken. Auch bei der Volksmarine gibt es dieses Dienstverhältnis. Dort heißt der Dienstgrad jedoch Stabsmatrose.

Mit Spritze und Pistole

Werden die Soldaten auch

postsack

Redaktion: Oberstleutnant Horst Spickereit
Bild: Manfred Uhlenhut (1), Andreas Gläser (1), Michael Burckhardt (1), Wolfgang Fröbus (1).
Vignetten: Achim Purwin

geimpft?
Dirk Haider, Bad Sülze

Gleich zweimal: Gegen Tetanus (Wundstarrkrampf) – sofern der Betreffende nicht schon immunisiert wurde – und Virusgrippe. Ist es notwendig, können weitere Schutzimpfungen befohlen werden.



Wohin mit dem Blauen?

Wie ist das bei den Reservisten, die einberufen werden: Behalten die ihren Personalausweis?
Unteroffizier d. R. Heiner Alk, Prenzlau

Ob Reservistenausbildung, -qualifizierung oder -übung: der Personalausweis bleibt am Mann.

alles, was RECHT ist

Kredite und Kinder

Meine Frau und ich erwarten ein zweites Kind. Deswegen werden uns 1500 Mark vom Ehekredit erlassen. Unsere Restschuld beträgt aber nur noch 800 Mark. Was geschieht mit dem Differenzbetrag von 700 Mark? Die Sparkasse sagte mir, daß ich diesen Betrag erst nach der Geburt eines dritten Kindes ausgezahlt bekomme.
Oberfähnrich
Andreas Kühn

Von den zurückzuzahlenden zinslosen staatlichen Krediten werden insgesamt erlassen: bei der Geburt des 1. Kindes 1000 Mark und bei der Geburt des 2. Kindes weitere 1500 Mark. So besagt es die „Verordnung über die Gewährung von Krediten zu vergünstigten Bedingungen an junge Eheleute" vom 24. 4. 1986 (GBl I, Nr. 15). Sie legt weiterhin fest, daß nur die Restsumme des Kredits erlassen wird, wie sie zum gegenwärtigen Zeitpunkt, also der Geburt des Kindes, besteht. Es gibt also keine nachträgliche Rückzahlung, Ihnen verbleiben lediglich die 800 Mark. Erst bei der Geburt eines dritten Kindes (Krediterlaß weitere 2500 Mark) wird anders verfahren. Dann wird ein eventueller Differenzbetrag durch die Sparkasse erstattet.

gruß und kuß

Gründlicher Start

Ich nehme zwar erst 1991 mein Studium an der Offiziershochschule auf, doch schon jetzt hilft mir die AR, mich auf meine spätere Laufbahn als Militärflieger vorzubereiten. Auf diesem Wege viele Grüße an meinen großen Bruder, Maat Frank Wagner, bei der Volksmarine.
Jörg Wagner, Dingelstädt

Einen ganz, ganz zärtlichen

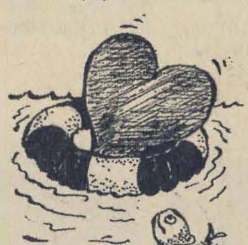
... und leisen Kuß schicke ich in die Grenztruppen zu meinem „Wuschelpapi" Unteroffizier Sylvio Protze. Wiederum möchte ich ihm sagen, daß er sich auf mich verlassen kann! Außerdem grüße ich die dortigen Unteroffiziere Thomas Günther und Jens Wolf.
Jana Schreiter, Zwickau

100000 Küsse

... und noch mehr an meinen lieben Ehemann und unseren Papi, Soldat Michael Kühl, im Ausbildungszentrum „Paul Fröhlich". Sein lieber Schatz sowie Peggy, Jenny und Daniel denken immer an ihn. Und wir bleiben stark, auch wenn es manchmal schwer ist. Auch diese Trennung vergeht, und dann werden wir stolz auf uns sein.
Birgit Kühl, Karl-Marx-Stadt

Und außerdem ...

sendet ihrem Freund, dem Soldaten Jörg Ehrhardt, Michaela Duft liebste Grüße. Mit auf die Reise geht ein dicker und zärtlicher Kuß. Fähnrichschüler Andreas Urbanek grüßt Jan Urbanek, den Offiziersschüler in Zittau, nebst Frau und Töchterchen Christine. Dem Grenzsoldaten Carsten Neumann wünschen recht viel Erfolg Vati, Mutti, Bruder Mario und Schwester Doreen. An den Soldaten Roland Schlunz denkt liebevoll Jeanette Müller aus Karl-Marx-Stadt. Die Mitglieder der Reisegruppe 1986 Kathi, Rosi, Silke, Uwe, Dieter und Undine senden viele herzliche Grüße dem



Grenzsoldaten Torsten Weiß. Tausend Küßchen auf die Wange drückt Astrid Naumann ihrem Schatz Jens, der drei Jahre bei der Fahne dient. Seinen ehemaligen „Spieß" Hartmut Schade in Stendal grüßt Wolfgang Düvier aus Damgarten.



Jeder Sprung ist anders

Jedenfalls behaupten dies die Fallschirmjäger. AR-Reporter gingen dem nach und berichten über ihre Eindrücke in einer Farbbildreportage. In der Reihe „Militaria" stellen wir Degen vor. AR besuchte das Wehrkreiskommando Aue und die Sprechstunde seines Leiters. Es gibt Bildberichte über KTS-Boote unserer Volksmarine, Brückenlegepanzer und ein Feldlager sowjetischer Artilleristen mit ihren Waffenbrüdern von der NVA. Auf sechs Seiten und im Detail machen wir mit MiGs aus dem polnischen Lizenzbau bekannt. Eine Dokumentation befaßt sich mit der britischen Rheinarmee, ihren Aufgaben und ihrer Struktur. Zu unserem Angebot gehören ein neues Mini-Magazin, ein Bildbericht über die jüngsten Schwimmer der ASG Vorwärts Strausberg sowie eine weitere Folge „Uniformen der Sowjetarmee und Seekriegsflotte" – und dies alles

in der nächsten



Statt zu den Panzern kommt er zu den mot. Schützen. Noch nicht mal in der Kompanie warm geworden, setzt man ihn schon im Bataillon ein. Er hat Ältere an seiner Seite, aber auch gegen sich. Das erste Jahr Truppendienst ist für Leutnant Axel Preuß alles andere als leicht. Aber er bejaht auch danach seine Entscheidung für den Offiziersberuf:



...UND ICH WÜRDE ES WIEDER WERDEN

„Knirscht Blech, zerbricht ihm fast das Herz", sagt Oberleutnant Dittrich von seinem Offizier für Technik und Bewaffnung (TB). Und der Chef der 5. mot. Schützenkompanie im Anton-Saefkow-Truppenteil fügt hinzu, daß Leutnant Axel Preuß zwar ein unbequemer Partner sei, mit dem er aber gern arbeite. Der Politstellvertreter indes rechnet dem Leutnant die Sorge um die Fahrer der Schützenpanzer (SPz) hoch an, wünschte sich jedoch in ihm einen weniger impulsiven Typ. Die Zugführer wiederum heben die Geduld des TB gegenüber den Soldaten hervor, mögen es allerdings nicht, daß er spontan auch Disziplinverstöße ihrer Unterstellten ahndet. Die Fahrer schließlich wissen, daß der Leutnant konsequent ihre Interessen vertritt und manchmal mit dem Kopf durch die Wand möchte; sie kommen gut mit ihm aus, finden ihn „fit, ruhig und sympathisch".

Die Meinungen sind also nicht einhellig über Leutnant Axel Preuß. Seine eigene läßt sogar Zweifel ahnen: „Mit Fünf wollte ich General werden. Als ich vor Jahresfrist meine erste Offiziers-



dienststellung antrat, hatte ich Bange vor der Arbeit mit den Unterstellten ..."

Was man da so hört, ist natürlich nur ein Teil von dem, was gesagt und gedacht wird, wenn einer von der Offiziershochschule in die Truppe kommt. Die Gefühle pendeln zwischen Neugier und Unsicherheit. Letzteres stimmt für Axel Preuß ganz unmittelbar: als TB einer Panzerkompanie vorgesehen und vorbereitet, wird er auf den Platz eines solchen Offiziers in einer mot. Schützenkompanie gesetzt, weil bei den Panzern keine Stelle frei ist. Mögen die Fachleute auch anderer Meinung sein, dem jungen Leutnant ist es nicht einerlei, von dem doch recht kolossalen T 55 auf den vergleichsweise zierlichen SPz umzusteigen. Wem mag es nun zu danken sein, daß Axel widerspruchslos annimmt: seinem sprichwörtlich breiten Kreuz, das die Uniformjacke des jungen Mannes spannt, oder dem Vater, der Bataillonskommandeur in einem Nachrichtenregiment war und bei seinem Sohn nie Illusionen über den Offiziersberuf aufkommen ließ?

MANCH EINER KOMMT SCHNELLER AUF DEN BERG, ALS IHM RECHT IST

Natürlich haben jene recht, die sagen: ein in der Fachrichtung Panzer ausgebildeter Techniker kennt sich schon aus im „Fuhrpark" der Landstreitkräfte, und allemal bei den mot. Schützen. Fährt doch heute schon das meiste davon auf Kette, hat auch Kanonen. Kaum Unterschiede gibt es bei den Motoren und Getrieben. Stimmt. Axel weiß sehr gut, was ein Schützenpanzer ist – vor allem, was er dem mot. Schützen, der es am schwersten hat im Gefecht, bedeutet. Der SPz schützt ihn. Bringt ihn schnell voran. Macht ihn gar noch zum eigenen Artilleristen und gibt ihm schließlich einiges von der Stoßkraft, die Panzern eigen ist, wenn sie in die Handlung eingreifen. Das alles will der junge Offizier durch seine Arbeit auch mit zur Wirkung bringen. Dennoch ist ihm klar: Seine Probleme fangen schon bei den Schmierplänen an, denn sie sehen für den SPz eben anders aus als die für die gleichen Aggregate im T 55. So zweifelt er nicht daran, viel lernen zu müssen, zumal er noch hört, sein Vorgänger sei ein erfahrener Techniker gewesen. Hier und da läßt man ihn auch ahnen, welche Erwartungen man hege, und was nun nicht sein wird, weil ... Schließlich wäre die Kompanie auf die SPz angewiesen. Ausfall mindere ihre Handlungsfreiheit. Zielstellungen im sozialistischen Wettbewerb seien eben nur erreichbar, wenn der Ausbildungsplan erfüllt, möglichst übererfüllt wird.

Axel sucht Verbündete. Es können nur die SPz-Fahrer sein. Sie haben doch das praktische Wissen. Sie muß er für sich gewinnen. Ohne das Verhältnis zwischen Vorgesetztem und Unterstellten zu verwischen, will er ihnen mit seinen Sorgen offen gegenübertreten.

Doch er findet nicht den nötigen Kontakt. Sein Vorgänger war eine technische Autorität, aber eben nur eine technische. Positiv hat sich das auf das Können der Fahrer ausgewirkt. Dagegen hatte dessen nicht sehr sauberer Umgang mit den ihm unterstellten Unteroffizieren immerzu deren Widerspruch gegen Vorgesetzte genährt. Gegen ihren Techniker haben sie nicht aufgemuckt, der hatte ihnen ja auch immer was vormachen können. Gegenüber dem unerfahrenen Leutnant aber meinen sie, ihrem Affen Zucker geben zu können.



„Alles in allem, ein Erkenntnisprozeß, den alle jungen Offiziere durchmachen müssen!" meint lakonisch einer in der 5. Kompanie. Doch ist das immer wieder von neuem nötig?

Leutnant Preuß bleibt nicht viel Zeit zum Fragen und Nachdenken. Er wird in den Bataillonsstab kommandiert. Soll für fünf Monate die Arbeit des dortigen TB übernehmen. So hat er von einem Tag zum anderen nicht nur zehn, sondern das Dreifache an SPz zu betreuen. Überdies die umfangreiche Kfz-Technik. So viele Fahrzeuge und auch so viele Fahrer. Das Allerschlimmste: Jede Menge Papier ist zu bewältigen.

Wieder spricht es für Axel Preuß, der in der Kompanie noch gar nicht Fuß fassen konnte, daß er die Notwendigkeit einsieht und sich an die Arbeit macht. Er muß sogar, ohne je eine Kompanieübung gefahren zu haben, in eine Bataillonsübung gehen. Er hat dem Bataillonskommandeur zuzuarbeiten, der in dieser Übung nicht nur drei mot. Schützenkompanien führt, sondern dem auch eine Panzerkompanie, eine Abteilung 122-mm-Haubitzen auf Selbstfahrlafette und eine Batterie Fla-SFL unterstellt wird, deren technische Belange Leutnant Preuß wahrzunehmen hat. Obendrein sind dem jungen Leutnant die Offiziere für Technik und Bewaffnung dieser Einheiten unterstellt, obwohl sie durchweg älter und schon höher im Dienstgrad sind. Aber so ist die Regel: Der allgemeine Truppenkommandeur und sein Stab – eben die mot. Schützen – führen das moderne Gefecht ...

Es sind schon seltsame Gefühle, die Axel beschleichen, wenn er die Befehle seines Kommandeurs gegenüber den älteren Offizieren durchsetzen oder ihnen selbst welche geben muß. Er ist glücklich, daß sie verständnisvoll sind und ihm die Sache leicht machen. Axel erfährt nun jene kameradschaftliche Zusammenarbeit, von der er bislang nur aus Vaters Erzählungen weiß. Dankbar ist er den älteren Offizieren: sie helfen ihm, ob der großen Verantwortung nicht die Nerven zu verlieren. Jeden Fingerzeig nimmt er an, mit dem sie bemüht sind, Ruhe und System in seine Arbeit zu bringen. Hier ist tatsächlich Erkenntnisgewinn. Axel weiß um seine zeitweilige Position und auch darum, daß er unten in der Kompanie sich seine Sporen noch zu verdienen hat.

WER EINE SCHLACHT GEWINNEN WILL, BRAUCHT VIELE KLEINE SIEGE

Ab der zweiten Hälfte des Ausbildungsjahres steht Leutnant Preuß wieder seiner Kompanie zur Verfügung. Obwohl er im Bataillon alles im Griff hatte, macht ihn dies nicht glücklich. Das halbe Jahr fehlt ihm in der Kompanie, die dabei ist, ihre schon erreichte Position im Wettbewerb auszubauen. Ehrlich gesagt, noch immer ist Axel mit dem Schützenpanzer nicht so recht auf du und du. Er fühlt sich verdammt unsicher, wenn es um manche Details geht, über die er als zeitweiliger Bataillons-TB schon hat reden oder gar Weisungen erteilen müssen.

Wechsel im Halbjahr bedeutet zugleich Wechsel der Fahrer auf mehreren Maschinen. Neue Unteroffiziere kommen, die alten gehen. Und gerade jene Genossen, die es ihm – dem unerfahrenen Vorgesetzten – nicht haben leicht machen wollen, bringen zuvor noch ihre arg strapazierten Lehrgefechtsfahrzeuge in einen ausgezeichneten technischen Zustand. Axel empfindet ein ermunterndes Gefühl. Verbundenheit mit der Technik, mit der Sache eben, stellt persönliche Vorbehalte hinten an. Die Unteroffiziere hätten ihn ja auch „hängen" lassen können.

Wie erlebt nun im weiteren das neu formierte Fahrerkollektiv der Kompanie den Leutnant im täglichen Dienst?

Den Chef der 5. Kompanie fährt jetzt Unteroffizier Liebner. Vor dem vierten Diensthalbjahr kommt kaum ein Fahrer auf diesen Sitz. Es ist zuerst Anspruch und dann Auszeichnung für den Besten, die Führung zu fahren. Nur Dienstzeit allein bringt noch keine besondere Erfahrung.

„Leutnant Preuß hat es ganz schön weit mit mir gebracht. Eigentlich bis zum besten Fahrer des Regiments. Er hat mich zu den Divisionsmeisterschaften geschickt, wo fast ausschließlich Fahrer im sechsten Diensthalbjahr an den Start gehen. Ich war erst im dritten. Der Leutnant redete mir gut zu, meinte, ich würde es schon bringen. Und tatsächlich habe ich unter stärkster Konkurrenz den 4. Platz belegt. Damit hat es angefangen. Dann hat er mich in der kurzen Zeit so aufgebaut, daß ich die Ehre der



Kompanie – seit eh und je hält sie den Rekord auf unserer Fahrschulstrecke – verteidigen konnte. Ich habe sogar den alten Rekord von 8:55 min. über die 3500 m mit allen Hindernissen auf 8:23 min. runterdrücken können."

Nicht jeder hat ausgesprochenes Talent, ist Motorsportler wie Heiko Liebner, der auf einem LPG-Hof groß geworden ist und schon als Zehnjähriger auf einer Wiese mit dem Buldozzer üben oder dem Vater auf dem Mähdrescher assistieren durfte. Unteroffizier Zimmermann dagegen ist Maurer und war eineinhalb Jahre mot. Schütze, ganz einfacher MPi-Schütze. Dann erklärte er sich bereit, Schützenpanzer fahren zu lernen, weil dem Regiment Fahrer fehlten. Das bringt ihm nicht nur die oftmals begehrte Fahrerfunktion, sondern auch die doppelte Wehrdienstzeit, die er freiwillig auf sich nimmt, weil es die militär-politische Situation verlangt. Doch nicht das ist sein Problem: „Acht Wochen Lehrgang – mit meinen Kenntnissen war es nicht weit her. Vom ersten Tage an hat mir Leutnant Preuß geholfen. Dabei war er immer zuvorkommend. Im Unterricht war ich oft dran bei ihm. Vieles habe ich da falsch gemacht, oder ich wußte es nicht so gut wie die anderen. Nie hat er die Nerven verloren. Dann hat er mich abkommandiert. Das ist außergewöhnlich. Eine Maschine mußte zur Instandsetzung in die Divisionswerkstatt. Da geht immer ein Fahrer mit und soll dort helfen. Das ist gewissermaßen eine Auszeichnung, und in der Regel geht der beste. Der Leutnant hat es aber durchgesetzt, daß ich mitgehe, damit sich meine technischen Kenntnisse festigen. Ich habe dort wirklich viel gelernt und kann mich nun gegenüber den anderen Fahrern schon behaupten. Der Leutnant versteht, sich durchzusetzen, manchmal will er ja mit dem Kopf durch die Wand. Wir Fahrer aber kommen gut mit ihm aus."

Ein anderer Fahrer ist Unteroffizier Hädicke. Um seine Situation zu verstehen, muß man wissen, daß der an der Schule ausgebildete Fahrer im Truppendienst zuerst eine Maschine im Gefechtspark erhält. Diese SPz werden nur dann in der Ausbildung eingesetzt, wenn der gesamte Truppenteil handelt. Ihre Fahrer haben die Fahrzeuge in einer ausgezeichneten technischen Einsatzbereitschaft zu halten, bekommen jedoch ihre weitere Ausbildung während der Fahrübungen, zu denen Lehrgefechtsfahrzeuge genutzt werden. Diese Maschinen sind ständig im Einsatz. Drei gibt es davon in jeder Kompanie. Sie werden von den älteren und schon erfahrenen Fahrern betreut und von ihnen auch zu den Ausbildungsplätzen gefahren. In Ausnahmefällen entsteht bei jungen Fahrern, wie Unteroffizier Hädicke, ein Defizit an Fahrpraxis: „Ich blieb auch in der 5. Kompanie weiter Gefechtsfahrer. Im Fahren war ich nicht gut. Doch Leutnant Preuß setzte mich gerade deshalb, so oft es ging, als zweiten Mann auf eine Lehrgefechtsmaschine, wenn sie zur Ausbildung angefordert wurde. So konnte ich öfter als vorher fahren und verlor dadurch viele Hemmungen. Meine Noten wurden besser. Diesen Einsatz mußte der Leutnant natürlich vor dem Fahrerkollektiv vertreten. Denn in dieser Zeit fehlte ich bei den Arbeiten auf dem Park. Die anderen mußten mehr tun. Leutnant Preuß verlangt von uns Leistung, er sorgt aber auch dafür, daß sie möglich sind. Ich gehöre zur SED-Parteigruppe, er ist unser Gruppenorganisator. Immer tritt er auch in dieser Funktion für uns Fahrer ein. Klipp und klar sagt er auch dem Kompaniechef, der ja zu Recht um die Ausbildungszeit geizt, daß nach viermal Nachtausbildung hintereinander die SPz-Fahrer eine Verschnaufpause brauchen. Schließlich wurde dann das nächste Nachtschießen um einen Tag verschoben. Solch ein energischer Offizier sollte Unterstützung von allen Vorgesetzten bekommen!"

Auch Unteroffizier Schmidt gehört zur SED-Gruppe in der Kompanie. Er mag an seinem Parteigruppenorganisator, daß Hand und Fuß hat, was der sagt, und meint: „Leutnant Preuß macht schon vieles besser als die anderen Offiziere für Technik und Bewaffnung, die TB's, wie wir sagen. Das beginnt schon im Unterricht. Die anderen lassen meist nur aus den Vorschriften vorlesen, dann bleibt man sich selbst überlassen. Unser Leutnant gibt schon Tage zuvor jedem das Thema und sagt: ‚Arbeite darüber etwas aus!' Jeder von uns kommt schon mit einem Konspekt zur



Ausbildung. Auch unser ehemaliger mot. Schütze Zimmermann bekommt seine Aufgabe. Im Unterricht tragen wir dann vor. Was falsch ist, wird mit allen diskutiert, bis wir es begriffen haben. Wir lernen wirklich viel dabei – und dann noch, über ein Thema frei zu reden. Da schwindet auch schon Angst vor den Klassifizierungsprüfungen. Ich bin Lehrgefechtsfahrer und sehe, wie sich diese Arbeit für die Kompanie auswirkt. Ich komme ja oft zu den anderen und sehe, was die können. Ich kann vergleichen. Dabei werde ich den Eindruck nicht los, das paßt den anderen TB's nicht so recht, daß unser junger Leutnant mit uns so gut zurechtkommt!"

Wie der eine oder andere in die Mottenkiste alter Gewohnheiten greift, um jüngeren zu zeigen, „wo die Harke hängt", bemerkt auch Unteroffizier Liebner: „Manchmal sieht es ein Blinder, wie getrickst wird. Soll zum Beispiel die 4. Kompanie Lehrmaschinen abgeben, reden sie: ‚Wir haben Defekte!' Dort ist ein alter Stabsfeldwebel TB, lange im Regiment und mit vielen bekannt. Nun ist unser Leutnant da, dem die Kiepe Erfahrung fehlt und dennoch, vor allem mit uns Fahrern, besser zurechtkommt. Das kann der alte Hase nicht verkraften. Da wird dann eben flink an den eigenen Lehrgefechtsfahrzeugen gearbeitet. Keiner kann bis in den letzten Winkel einer Maschine reinsehen. Schließlich fährt die 5. Kompanie noch einmal mehr."

„Das beweist selbstredend", erklärt Liebner, „die Fünfte hat die besseren, die einsatzbereiten Lehrgefechtsfahrzeuge, und das spricht schon für sie. Doch die Medaille hat auch ihre Kehrseite: Auf diesen Fahrzeugen wird ja ausgebildet. Bremsband und Bremstrommel sind eben hinüber, wenn ein fremder Fahrer während der Nachtfahrt nur ins Nachtsichtgerät starrt und die angezogene Handbremse übersieht. Zu reparieren hat dann die sicherstellende Kompanie. Leutnant Preuß bleibt nur die Wahl zwischen Selbermachen oder Abgabe an die Instandsetzungskompanie. Da aber die Kompanie jedes Fahrzeug braucht, entscheiden er und die Fahrer meist für Selbsthilfe. Schließlich arbeitet die Werkstatt nicht bis in die Nächte hinein."

„Da bleibt auch der Leutnant bei uns", sagt Unteroffizier Schmidt. „Er fragt sofort, was wir brauchen und kümmert sich selbst um die Ersatzteile, schickt nicht aus Bequemlichkeit einen von uns los."

Wissen muß man dazu, daß Ersatzteile einen beträchtlichen militärökonomischen Wert darstellen. Die Verantwortlichen der Instandsetzungseinheiten können folglich nicht in Großzügigkeit verfallen und fragen sehr genau, ob nötig oder nicht. Glaubwürdiger ist da schon der verantwortliche technische Offizier.

Am besten erklärt dieses Problem die Beobachtung von Oberleutnant Schmidt, Zugführer in der Fünften und Sekretär ihrer FDJ-Grundorganisation: „Die Techniker sind ein eigenes Völkchen, ihre Arbeit sehen sie als das Wichtigste an. Ohne sie geht es ja auch nicht. In diese Truppe ist schwer reinzukommen, auch für einen neuen technischen Offizier. Sie achten ehrliche Arbeit. Deshalb haben die Genossen der Instandsetzungskompanie sehr schnell Axels vorausschauende Arbeit mitbekommen. Das liegt in ihrem Interesse. Axel holt sich eben den Schweißer schon lange vor der Umstellung auf die neue Nutzungsperiode. Eben dann, wenn der Zeit hat und ihn nicht alle Kompanien gleichzeitig brauchen. Außerdem läßt sich Axel etwas sagen. Er hatte ja viel zu lernen. Nimmt also was an und sagt nicht, das mache ich schon zehn Jahre so – basta! Der Kontakt zwischen ihm und der Instandsetzungskompanie hat sich sehr schnell über die Arbeit geschlossen!"

SCHWIERIGKEITEN SCHRECKEN NUR, WENN IHRE BEWÄLTIGUNG KEINEN SINN HÄTTE.

Sie sind nicht einhellig, die Meinungen zu Axel Preuß. Doch in einem decken sie sich haargenau: Genosse Preuß ist um Gewinn für das gesamte Kollektiv bemüht und strebt nicht für sich nach einsamer Spitze. Das bringt ihm mehr Arbeit. Auch hier treffen sich wieder die Aussagen: die scheut er nicht. Geduldig erklärt er im Unterricht die Sache eben noch einmal von vorn. Bringt seine Fahrer zum Lernen, indem er sie an der Gestaltung des Unterrichts beteiligt. Er ist dabei, wenn seine Genossen eine Ma-





Gut vorbereitet auf den Unterricht haben sich die Unteroffiziere Liebner und Zimmermann. Leutnant Preuß ist zufrieden, die Genossen werden einen eventuellen Defekt an den Nockenwellen der Motorsteuerung erkennen und sich darauf einstellen können.

schine noch bis zum Morgen fertig machen wollen, weil sie zur Ausbildung gebraucht wird – obwohl die Zeiger kurz vor Mitternacht stehen, ihm nur ein paar Stunden auf dem Notbett im Dienstzimmer bleiben werden und seine junge Familie umsonst auf ihn wartet. Trägt sich selbst als Einsatzfahrer ein, damit einer seiner Unteroffiziere in Urlaub fahren kann, um Differenzen mit der Familie zu klären. Durch gemeinsame Beratung mit seinen Fahrern über die günstigste Technologie bei Wartungs- und Reparaturarbeiten weckt er Mitverantwortung. Er gibt auch zu, etwas nicht zu wissen, und darf deshalb vorbehaltlos die Erfahrungen des Kollektivs nutzen.

Was nun hat Leutnant Preuß in dem reichlichen Jahr Truppendienst, seinem ersten, das er nur zur Hälfte in der 5. Kompanie erlebte, erreicht?

Da spricht zuerst etwas für ihn, das sich wahrlich nicht in Punkten oder Noten abrechnen läßt: Seine Fahrer mögen ihn. Sie ziehen mit. Und so wird es konkret: Immer einsatzbereit sind die Lehrgefechtsfahrzeuge der Kompanie, wenn sie gebraucht werden – und das nicht nur von der Fünften. Selbstredend im vorbildlichen Zustand sind die Gefechtsfahrzeuge. Für die Kompanie wurden alle Fahrübungen mit „Sehr gut" bewertet. Ein Fahrer hat die Klassifizierung III, fünf die II und sogar drei die I.

Von Gewicht ist schließlich auch folgendes: Eine Verkettung unglücklicher Umstände, die weder Leutnant Preuß noch einer seiner Fahrer auslöste, bringt der Kompanie eine Havarie ein. Dafür hat ihr Offizier für Technik und Bewaffnung entsprechend der Dienstvorschrift zu haften. Im sozialistischen Wettbewerb wirft es die Kompanie zurück. Dennoch stehen alle zum Leutnant und fangen neu an.

In dieser Zeit sagt in einem gelegentlichen Gespräch Leutnant Preuß zu Unteroffizier Key, Zugführer in der Fünften und Mitglied der Leitung der SED-Grundorganisation: „... sollte ich noch einmal anfangen, dann will ich wieder Offizier werden. Denke nicht, daß ich meinen Beruf *immer* mit Liebe mache, ich mache es immer, weil er für uns so nötig ist. Ich hätte genauso gut Ingenieur für Landmaschinen werden können!" Ist dem Kommentar von Unteroffizier Key noch etwas hinzuzufügen, daß „sich darin die Haltung eines Kommunisten zeigt"?

Text und Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Ein schickes Geschäft?

„Es ist fast schon wieder schick, im Waffengeschäft tätig zu sein", frohlockte die BRD-Rüstungsfachzeitschrift „Wehrtechnik" vor längerer Zeit. Würde der Autor jenes Satzes das „schicke Geschäft" heute beleuchten, dann dürfte er besagtes „Fast schon wieder" getrost mit „So wie noch nie" austauschen. Doch offenkundig konnte selbst diese Redaktion nicht vorausahnen, in welch beispiellosem Maß sich die Dinge entwickeln würden. In den fünf Jahren von 1973 bis 1978, so belegen es Materialien des Bundestagsausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit zum Thema „Entwicklung und Rüstung" vom 22. Februar 1984, hatten sich die BRD-Waffenexporte verfünffacht. Dies sei, wurde betont, die größte Wachstumsrate im Rüstungsexport unter den großen westlichen Industrienationen.

Soweit die Ausgangslage dessen, was sich in der jüngsten Zeit auf diesem Gebiet an undurchsichtigen Geschäften, heimlichen Exporten und skandalösen Vorgängen in der BRD vollzogen hat.

Schickes Geschäft mit Waffen. Geht das überhaupt zusammen? Ziehen wir das „Große Fremdwörterbuch" zu Rate. Unter dem Stichwort „schick" steht dort: modisch, elegant, gefällig, geschmackvoll; umgangssprachlich: sehr schön, erfreulich, großartig ...

Beschränken wir uns auf die umgangssprachlichen Adjektive: Sehr schön, erfreulich oder gar großartig sollen Waffengeschäfte sein? Natürlich nicht! Sagen wir. Aber natürlich! Sagen die Händler mit den weißen Kragen.

Stellen wir das doch mal klar. Ein aktuelles Beispiel ist zur Hand.

Ende vergangenen Jahres platzte wiedermal ein sorgsam gehütetes Waffen-Paket. Und was da zum Vorschein kam, warf ein grelles Licht auf jene, die am liebsten alles ganz schnell wieder in schützendes Dunkel zurückbefördert hätten. Indes, ein Skandal ließ sich nicht vermeiden. Der in Westberlin erscheinende „Tagesspiegel" teilte am 28. November 1986 mit: „Nun hat, nach den USA, auch die Bundesrepublik ihre Affäre um unzulässige Rüstungsexporte, in diesem Falle um die Veräußerung von U-Boot-Konstruktionsplänen durch die Howaldtswerke Deutsche Werft in Kiel an Südafrika." Das Blatt sprach von einem „besonders empörenden" Vorgang, da es um ein Unternehmen gehe, das sich mehrheitlich im Besitz des Staates befinde. Weiter heißt es: „Die Verletzung internationaler Solidarität bei der Verurteilung und Isolierung des rassistischen Regimes in Südafrika wiegt dabei ebenso schwer wie der Verstoß gegen nationale, mit den NATO-Partnern abgestimmte Ausfuhrgesetze." Dem 1977 von der UNO beschlossenen Waffenembargo gegen das Botha-Regime hatte seinerzeit auch die BRD zugestimmt.

Ein peinlicher Ausrutscher? Keineswegs! Besagte „Veräußerung" an Südafrika ist eigentlich nur ein Detail der „schicken" Waffenexportpolitik dieses Bonner Staates. Des Staates? Genau. Zwar hat der sogenannte „Bund" bei der Kieler Werft ganz unmittelbar das Sagen, aber auch hier bedürfen Geschäfte dieser Art staatlicher Genehmigung – ebenso wie keine in Privatbesitz befindliche Firma hinter dem Rücken der Regierung Waffenexportverträge abschließen darf. Und eben die Bonner Regierung hatte, wie es der „Frankfurter Rundschau" im Februar 1987 zu entnehmen war, jenen U-Boot-Konstruktionsplan-Export „in ausreichender Weise" gebilligt.

Ein „sehr schönes" Geschäftsgebaren, kann man da nur sagen. Es erhält noch den richtigen Pfiff, wenn man bedenkt, daß die BRD von 1977 bis 1982 nahezu dreißigmal das Waffenembargo gegen Südafrika verletzt hat; so die Verlautbarung in „Rüstungsexport der Bundesrepublik", Kiel 1982. Der Grund: Waffenexport ist „erfreulich" für die Rüstungsbosse, sie verdienen damit Millionen und Abermillionen, sie machen ihren Schnitt.

Und damit werden die sozialökonomischen Wurzeln dieses „schicken Geschäfts" sichtbar: Der Militär-Industrie-Komplex drängt nach immer mehr Profit und erweiterten Einflußsphären, auch und ge-


98 02

rade über die Produktion und den Export von Waffen. Dafür ist ihm jedes Mittel recht und – erlaubt. Wissen doch die Herren in den Chefetagen der Rüstungskonzerne, daß sie im imperialistischen Staat einen Partner haben, der ihren ökonomischen Expansionsdrang politisch absegnet oder noch allemal duldet. Schon im Februar 1985 verwies die „Frankfurter Rundschau" auf das spezifische Zusammenspiel gewisser Kräfte in Industrie und Politik, indem sie feststellte: „Die bundesdeutsche Rüstungsexport-Industrie befindet sich zur Zeit auf einem bisher nie erlebten Höhenflug: Die Ausfuhr von Kriegswaffen und anderen Rüstungsgütern hat sich seit Antritt der konservativ-liberalen Regierung Helmut Kohls Ende 1982 drastisch erhöht, frühere Einschränkungen fallen unter den Tisch, Genehmigungen werden großzügiger erteilt als zuvor."

Zwar sollten nach einem Regierungsbeschluß von 1971 keine Waffen in sogenannte Spannungsgebiete oder an Staaten außerhalb der NATO geliefert werden, doch es gab schon damals die Klausel, daß über Ausnahmen der Bundessicherheitsrat entscheiden könne. Solche Ausnahmen wurden dann fast die Regel. „Die Auslegung des Begriffs ‚Spannungsgebiet' geriet immer großzügiger, die Genehmigungspraxis immer lockerer", bestätigte im Januar 1981 das Hamburger Wochenblatt „Die Zeit". In den Ende April 1982 verabschiedeten Rüstungsexportrichtlinien wird der ohnehin sehr großzügig behandelte Begriff „Spannungsgebiet" weiterverwendet, jedoch durch Hinzunahme „übergeordneter Sicherheits- und außenpolitischer Interessen" höchst aufschlußreich: Erstens dient der Waffenexport „der Stabilisierung und Stützung prowestlicher, zumeist reaktionärer Regime in der Entwicklungswelt, deren Kapazität zur Unterdrückung innerer Unruhen und potentieller Aufstandsbewegung vergrößert wird." Zweitens „aber vergrößert der bundesdeutsche Rüstungstransfer das innerhalb und zwischen den Entwicklungsländern vorhandene Konfliktpotential und wirkt insofern friedensgefährdend – eine Funktion, die ja die Bundesregierung in ihrem Weißbuch 1979 in allgemeiner Form selbst eingestanden hat". Zu erfahren aus dem 1986 in Köln erschienenen Buch „Die heimliche Kolonialmacht".

In der Tat, die an Südafrika gelieferten U-Boot-Konstruktionsunterlagen sind nur ein jüngstes Kind dieser gezielten Waffenexportpolitik, die solche Länder wie Chile und Israel beglückt. Zum Beispiel erhielt 1983 die Pinochet-Junta zwei U-Boote des Typs 209, und Israel wurden 1977 die kompletten Bauunterlagen für drei U-Boote desselben Typs überlassen. Bei U-Booten ist die BRD „sogar Schrittmacher der Aufrüstung", wie die Autoren des genannten Kölner Buches nachweisen. Aber auch in anderen Bereichen zählt sie zur Spitze im „schicken Geschäft": Unter den Exporteuren von Handfeuerwaffen belegt die BRD den dritten Rang. In mindestens 38 Staaten soll das G-3-Gewehr von Heckler & Koch Standardbewaffnung sein. Die Regierungstruppe von El Salvador zieht mit eben diesen G-3-Gewehren gegen das eigene Volk zu Felde ...

Die Liste ließe sich fortsetzen. Dem BRD-Nachrichtenmagazin „Der Spiegel" Nr. 14/79 zufolge sind Waffen, Systembestandteile, Konstruktionsunterlagen und Lizenzen aus der BRD bereits an 72 Staaten der Erde geliefert worden. Ein wahrlich „schickes Geschäft", durch Waffenhandel Superprofite einzustreichen, gleichzeitig Spannungen zu schüren und politischen Einfluß zu erzwingen. Hier wird militanter Neokolonialismus praktiziert. Über Waffenexport und Militärhilfe kommt es zur „Aufrechterhaltung oder Herstellung der indirekten Kontrolle der imperialistischen Staaten über die Länder, die sich befreit haben, zur Einwirkung auf ihre Innen- und Außenpolitik im Interesse der Monopole und zur Unterdrückung des Kampfes der Völker um eine wahre Unabhängigkeit und sozialen Fortschritt". Diese Aussage der Moskauer Zeitschrift „Wojennaja Mysl" (Heft 11/1978) trifft das Wesen des Waffentransfers imperialistischer Mächte. Er ist ein Geschäft mit dem Tod; nicht „schick", sondern in beklemmender Weise ekelhaft, erbärmlich, schlecht. Das „schicke Geschäft" ist ein Verbrechen gegen das Menschenrecht auf ein Leben in Frieden, Freiheit und Glück.

Text: Rainer Ruthe
Fotomontage: Hans-Ullrich Kutzner


Leserfoto: Dietmar Franke

Heidrun Hegewald
Die Tanzmeister – ein Bild über die falschen Töne, Öl, 1981

Viele werden das Bild bereits gesehen haben: auf der IX. Kunstausstellung der DDR in Dresden, während eines Besuchs des Leipziger Gewandhauses oder auf der im Januar dieses Jahres in Berlin gezeigten Personalausstellung der Künstlerin am Berliner Fernsehturm. Obwohl das Bild nichts eigentlich „Schönes“ zeigt, zieht es den Betrachter in seinen Bann und läßt ihn nicht wieder los. Schrille, dissonante Akkorde beunruhigen. Es gibt in diesem Bild keine Besinnlichkeit; weder die Farbe noch die Komposition lassen die Augen des Betrachters einen festen Punkt finden, sie irren hin und her, auf immer anderen Diagonallinien, die plötzlich enden und in eine andere Richtung treiben, ein wilder, unsinnlicher Tanz.

Die Szene läuft wie ein schauriges Theaterstück vor uns ab. Der Betrachter sitzt in der ersten Reihe und kann alles gut überblicken. Das Bühnenbild ist, um in der Terminologie zu bleiben, völlig zurückgenommen. Es ist nicht genau definiert, wann und wo das Geschehen abläuft, Attribute lassen Erinnerungen an den zweiten Weltkrieg wach werden, jedoch ist die Szene von bedrückender Gegenwärtigkeit.

Tanzmeister fordern zum Todestanz auf. Die Komposition ist bestimmt von zwei kräftigen männlichen Gestalten mit Totenschädeln. Während die eine im übersteigerten Exerzierschritt das rechte Bein mechanisch, aber zackig gen Himmel schwingt, wiegt sich die zweite hingebungsvoll fast, ruckartig im Rhythmus. Die linke Hand hat den capeförmigen Mantel emporgerissen, die rechte ist hochgestreckt und verstärkt die Spannung der Bewegung. Am linken vorderen Bildrand sitzt eine dritte Figur, seltsam verkrampft, kaum bewegungsfähig, und bläst auf einer umfunktionierten Gasmaske Trompete. Hinter ihr läuft im Gleichschritt ein nackter Knabe mit Schutzhelm und Schulranzen, im stampfenden Rhythmus die Blechtrommel schlagend. Er sieht nicht, wohin er marschiert, er denkt nicht, aber er zieht unaufhaltsam aus dem Bild hinaus. Nichts Menschliches kennzeichnet ihn mehr, er agiert wie aufgezogen, programmiert, computerartig. Er wird alles niederstampfen, was sich ihm in den Weg stellt, ohne Gewissen, ohne Angst, ohne Empfindung. Anders ist die Figur des Mädchens im rechten vorderen Bildteil. Die zarte, jedoch auch kraftvolle Gestalt nimmt zaghaft den Rhythmus auf. Der grazile Körper wiegt sich anmutig, die Haltung ist gespannt, aber nicht verkrampft, die Augen sind wach. Der Todestanz greift nach ihrem Körper, doch der stemmt sich dagegen, verkehrt ihn in Aufbegehren. Dieses Mädchen ist schutzbedürftig, aber auch stark. Hier ist Leben – Leben, das wert ist, bewahrt und behütet zu werden. Es ist noch nicht entschieden, ob der Malstrom der falschen Töne es mitreißen und endgültig vernichten wird oder ob es widerstehen kann. Aber es entsteht eine große Hoffnung. Man fühlt sich als Betrachter des Bildes hineingerissen und verstrickt in die Handlung. Man muß Stellung beziehen, wenn man nicht selbst im Todesrhythmus durch die menschenleere, tote Weite stampfen will.

Heidrun Hegewald schockiert den Betrachter ihres Bildes und trifft tief seine Gefühle im Innersten. Sie erweckt Abscheu und fast körperlichen Schmerz, um gesellschaftliche Erscheinungen wie Krieg und Militarismus zu entlarven. Sie zeigt aber auch, wie Menschen mit Musik manipuliert werden können. Das Bild ist inspiriert von Kindheitserinnerungen. Geboren 1936 in Meißen, lag der „militante Rhythmus zwischen meinen Kinderliedern“, sagt sie selbst. Das Bild entstand im Auftrag für das Neue Gewandhaus in Leipzig. 15 bildende Künstler unseres Landes erhielten die Aufgabe, ihre Gedanken und Empfindungen zum Thema Musik zu gestalten. Die Künstlerin malte nicht ihre Beziehung zur Musik, sondern wollte vor der Möglichkeit des Mißbrauchs von Musik warnen, vor der Gefahr, mit diesem Medium Emotionen im Menschen freizusetzen, um ihn geistig zu manipulieren.

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Heinz Korff



Am 1. Juli ist die „Fünfte Verordnung über das Verhalten im Straßenverkehr" (StVO) in Kraft getreten. Sie berücksichtigt die zunehmende Verkehrsdichte, fördert Ordnung, Sicherheit und Flüssigkeit im Straßenverkehr und verlangt von allen Verkehrsteilnehmern größeres Verantwortungsbewußtsein, Disziplin und Aufmerksamkeit, Vorsicht und gegenseitigen Rücksichtnahme. Sollen doch Gesundheit, Leben und Volkseigentum nicht durch Unfälle verlorengehen. Rund 5,5 Millionen Kraftfahrzeuge sind in der DDR zugelassen, und etwa zwei Millionen Kleinkrafträder beleben zusätzlich unsere Straßen. Eine dieser „Bienen" nennt Ronny Schnelle sein eigen. Natürlich besitzt er – als einer von fast sieben Millionen Bürgern der Republik – einen Führerschein, den er bei der GST erworben hat und bald „richtig" brauchen wird. Heute nämlich waren Ronny und sein Kumpel Jens beim Wehrkreiskommando, wo sie die Auskunft erhielten, daß sie im nächsten Frühjahr mit ihrer Einberufung rechnen könnten – als Militärkraftfahrer ...

****

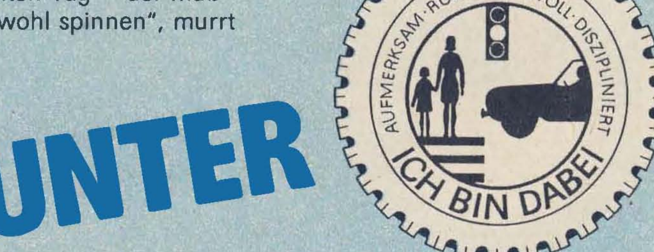
„Das wär' geritzt!" atmet Ronny auf, tritt sein Mokick an, schiebt sich den Schutzhelm zurecht und eine Semper zwischen die Lippen, bedient damit auch seinen Sozius Jens. Der gibt ihm Feuer – und ab geht's mit Ziel Obersalmbach, nach Hause. Etwa hundert Meter vor der Ampelkreuzung am Holzmarkt schreit Jens: „Halt, fahr zurück! Hab meinen Kuli vergessen!" Ronny hat kein Fahrzeug hinter sich und keinen Gegenverkehr, blinkt links und zieht über die doppelte Sperrlinie auf die entgegengesetzte Fahrbahn. Niemanden behindert, alles klar! Ronny ist mit sich zufrieden.

Ein bißchen Herzweh verspürt er, als ihn eine schnittige ETZ überholt und ihre barhäuptige, mit Kopfhörern geschmückte Fahrerin ihn keines Blickes würdigt. Olle Zicke! hadert er. Da fällt ihm Tante Uschi ein: Biste schon mal hier in der Kreisstadt, kannste ihr auch fix Guten Tag sagen. Und Ronny biegt nach rechts ab, hinein in die Töpfergasse. Parkt auf der linken Seite dieser Einbahnstraße direkt vor der Hausnummer sieben. Kumpel Jens wundert sich und weist nach rechts, wo noch genügend Platz sei. „Bleib ruhig, Kleiner, bin gleich wieder da", sagt Ronny. Aber Jens ist sauer ...

Die Stadt liegt längst hinter ihnen, da nähert sich ein Krad. Mit Ablendlicht. „Am hellichten Tag – der muß doch wohl spinnen", murrt

AR-PREIS

UNTER





Ronny. Der weißbehelmte Kradfahrer in grauem Lederol hebt einen Reguliererstab und bewegt selbigen mehrfach deutlich in Richtung Fahrbahnrand. Ronny zögert nicht, sondern bremst ab, hält an: in Sichtweite – eine entgegenkommende Fahrzeugkolonne. „Warum bleibste denn stehen?" mäkelt Jens. „Keine Augen im Kopf?" kontert Ronny. „Ist 'ne Armeekolonne, Mann!" Jens aber scheint nicht begreifen zu wollen: „Bei allem Respekt vor der Truppe, weißte. Hättest weiterfahren können, nur bissel langsamer und immer schön scharf rechts." – „Verkehrt, ganz verkehrt!" braust Ronny auf. „Verkehrt? Daß ich nicht lache, begründe mir das mal", bohrt Jens. „Und überhaupt , da war so einiges unterwegs. Oder?"

****

Was hätte Ronny Schnelle wissen, was hätte ihm auffallen müssen? Und was hat er verkehrt gemacht? Schreiben Sie es, liebe Leser, in (mindestens vier) kurzen Sätzen auf eine Postkarte an **Redaktion „Armeerundschau", Postfach 46 130, Berlin, 1055. Kennwort: Unterwegs** Einsendeschluß: 10. 8. 1987 (Datum des Poststempels)
1 × 150, 1 × 120, 1 × 80, 3 × 50 und 10 × 20 Mark sind zu gewinnen! Wir drücken Ihnen die Daumen.

Bild: Riedel

Kraftakt am Riesenreck – Teil des schweißtreibenden Tag-und-Nacht-Härtetrainings der Rohrleitungsmonteure. Wenn das „Reck" steht, heißt es diesmal auch, daß ein für den Übungserfolg allesentscheidendes, neues Ausbildungselement geprobt wird:

SCHLITTENFAHRT

Oberstleutnant Bernd Schilling war dabei, als die Angehörigen des Rohrleitungstruppenteils „Eugen Schönhaar" ein Zwischentanklager errichteten

Scheint ja eine ausgesprochen sportliche Truppe zu sein, von wegen Schlitten und Reck und so. „Stimmt", bestätigt Major Roland Rösler meine Vermutung, „ohne sportliche Übung wäre diesen Geräten auch schwerlich beizukommen. Eine Umschlagstelle für Treib- und Schmierstoffe zu errichten, ist schließlich kein Pappenstiel."

Die Pipeline baut der Zug von Leutnant Heiko Barth. Einer der Tatra-148 schleppt vollbeladen 576 Meter Rohr an die Trasse. Wenn er so über die bucklige Flußniederung schaukelt, hat er keine O-Beine mehr. Die siebeneinhalb Tonnen auf der Ladefläche drükken ihm den Sturz aus den Hinterachsen. O-Beine kriegen jetzt andere – die Soldaten. Jeder von ihnen verdiente für seine Kraftsportleistung mindestens die Note 0,5. Ganz recht, nicht bloß die 1. Warum? Weil es die Eins in der Militärischen Körperertüchtigung dafür gibt, daß einer 16mal die 25-Kilo-Hantel zur Hochstrecke bringt. Doch beim Entladen eines Tatras muß jeder Soldat mindestens das Doppelte verkraften. Ganz zu schweigen vom Beladen, wo die letzten Rohre bis in drei Meter Höhe gewuchtet werden müssen. Und ein Stahlrohr ist nun mal sechs Meter lang und 78 Kilo schwer. Je länger die Rohrleitung – sie maß schon mal an die 30 Kilometer –, desto mehr von den 96 oder 78 Kilo schweren Stahlgußschiebern müssen sicherheitshalber eingebaut werden. Wenn das keinen Mumm verlangt!





Die Idee mit dem Schlitten

Die Soldaten begreifen in ihrer Armeezeit etwas sehr schnell: Neben Krafttraining ist Exaktheit erforderlich. Schludern sie auch nur einmal, z. B. wenn sie eine defekte oder verschmutzte Gummidichtung verwenden, so kostet das immer auch zusätzliche Kraft. Schellen müssen dann noch einmal ge-



an der zwölf Tankwagen zugleich gefüllt werden können.

Leutnant Barth arbeitet mit seinen Soldaten für die Nachtausbildung vor. Die Soldaten montieren 48 Meter lange Rohrsektionen und drücken sie mit Preßluft ab. So können Fehlerquellen noch vor dem Befüllen erkannt und abgestellt werden. Die erste Sektion erhält einen Kopf, der wie ein Anker aussieht, und einen Schlitten. Mit ihm rutscht es besser über Ufersand und Flußgrund. Die Schweißnähte des Schlittens können noch nicht sehr alt sein, registriere ich. Oberstleutnant Leopold Hepner, der Kommandeur, bestätigt das. „Auf die Idee mit dem Schlitten haben uns die Freunde von der sowjetischen Partnereinheit bei einer gemeinsamen Ausbildung gebracht", erzählt er. „Wir haben uns das Gerät daraufhin gebaut, und es hat sich schon beim Trockentraining bewährt. Die Rohrleitung dreht sich nicht mehr beim Ziehen, sie gleitet besser. Hindernisse werden leichter überwunden. Also, eine gute Sache."

Ein Stahlseil wird um den Rohrkopf geschlungen. Es reicht bis zu einem Tatra-815 am jenseitigen Ufer, der im direkten Zug schleppen soll. Die Pioniergruppe hat die Eintauchstelle der Rohrleitung aufgeklärt. Keine Hindernisse. Der Fluß wurde mit 230 Meter Breite und 4,5 Meter Tiefe vermessen. Entsprechend viele Stahlschlangen Rohr liegen bereit.

DURCH DEN FLUSS



Zwei, die Druck machen

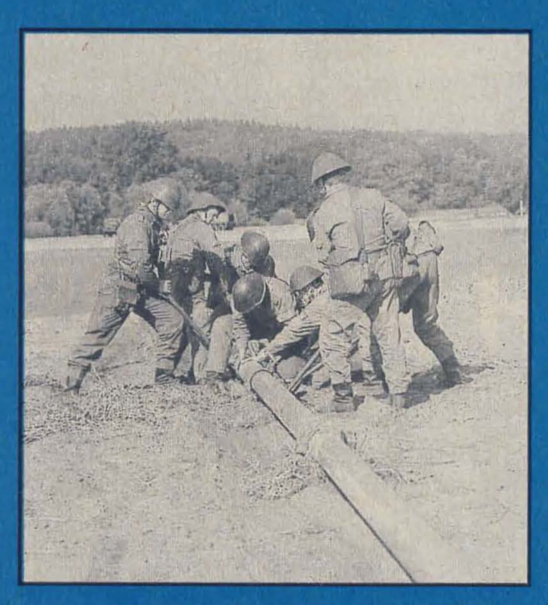
Was auch immer vom jenseitigen Ufer aus durch die Rohrleitung fließen mag – diesseits wird das Medium zuerst durch die Pumpstation PSG von Unteroffizier René Leisner unter Druck gesetzt und weiterbefördert. Seit einiger Zeit, so auch bei dieser Übung, hat der 21jährige gelernte Maschinen- und Anlagenmonteur einen Schüler an seiner Seite: Stefan Höthe, 19jährig, wird als Fahrer und Pumpenmaschinist in der Dienststellung ausgebildet. Er soll den ZIL-LKW im fliegenden Wechsel und ohne Lei-



löst, die schweren Rohre wieder gehoben und getrennt werden. Darf einfach nicht sein. Also, immer exakt prüfen, mit einem Lappen die Rohre vor dem Zusammenbau schön auswischen. Und nie murksen!

Im Tagesverlauf wächst in unmittelbarer Flußnähe ein Zwischentanklager für 500 Kubikmeter Treibstoffe. Die Transportverbindungen über den Fluß werden als unterbrochen angenommen. Die Rohrleitungsmonteure müssen die entstandene Lücke im Nachschub schließen. Oberleutnant Matthias Weißgärbers Soldaten entrollen die flexiblen Treibstoffbehälter zu je 25 000 Liter. Mit Schläuchen werden sie an die Pipeline angeschlossen und sorgsam getarnt. In sicherem Abstand entsteht eine „Tankstelle",





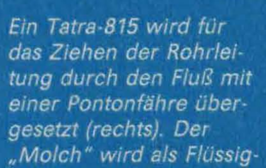
stungsverlust übernehmen, wenn der Unteroffizier nach drei Jahren Dienstzeit entlassen wird. Eine bessere und effektivere Vorbereitung auf seine künftigen Pflichten als dieses ständige Miteinander kann sich der Agrotechniker aus der LPG (P) Seefeld bei Berlin kaum vorstellen. Auch Unteroffizier Leisner ist zufrieden mit den fachlichen Leistungen seines Nachfolgers.

Wer in der LPG schon Trecker und Häcksler gefahren hat, dem bleibt bei der Armee auch ein ZIL nicht lange ein Geheimnis. Eine andere „starke Seite" seines Schülers braucht der Unteroffizier gar nicht zu erwähnen. Man hört die Auswirkung. Das „Icke" hat auch der Lausitzer perfekt drauf!

Druck machen, etwas befördern – das liegt dem Unteroffizier am Herzen. Nicht nur mit seiner Pumpstation. In der Kompanie Beck ist er der Wandzeitungsredakteur. Alle 14 Tage hilft René dadurch mit, neues Wissen, Überlegungen, notwendige Motivationen für guten Wehrdienst, Denkanstöße zu befördern. Er nennt ein Thema, das nicht nur auf den Verstand der Betrachter wirkte: Hiroshima. Wenn dabei auch das Gefühl bewegt wurde, dann durch Bilder von der verbrannten Stadt, von Schatten gewordenen Menschen in Stein, von noch lebenden, für ewig gezeichneten Opfern. Wie nah liegt da der Entschluß: Nichts darf zuviel sein, wenn es nur beiträgt, solches Grauen für immer zu verhindern. Was zählt da eine durchwachte Nacht an der vibrierenden, dröhnenden Pumpe!

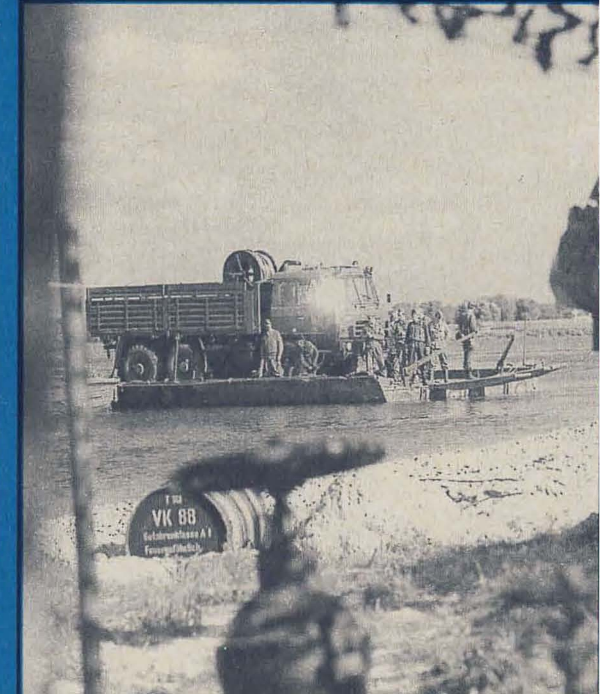
Die PSG arbeitet, als wäre die Rohrleitung zum jenseitigen Ufer schon perfekt. Das läßt sich ganz einfach bewerkstelligen, solange mit Wasser geübt wird. Neben dem ZIL hängt ein Schlauchrüssel mit Filterkorb in den Fluß ...

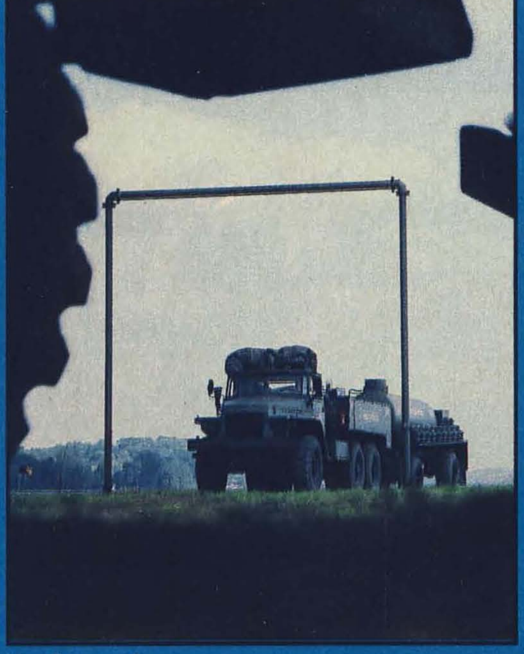




Ein Tatra-815 wird für das Ziehen der Rohrleitung durch den Fluß mit einer Pontonfähre übergesetzt (rechts). Der „Molch" wird als Flüssigkeitsteiler unterschiedlicher Medien durch die Rohrleitung geschickt (unten links).









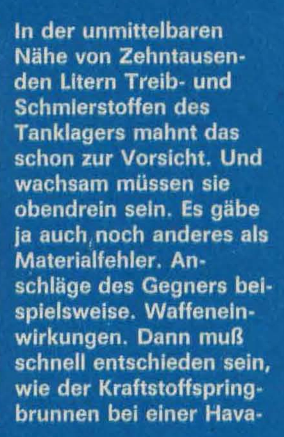
Ein Ural-Tankzug verläßt das Zwischentanklager (oben links). Nächtliche Kontrolle der unter Druck stehenden Rohrleitung (oben rechts). Rückbau (Mitte). Besondere Aufmerksamkeit gilt solchen Knotenpunkten im Rohrleitungssystem (unten).

Nachts auf Havariepatrouille



Die Soldaten Uwe Holz (22) und Torsten Anton (20) kennen ihre Aufgabe und deren Tücken gottseidank schon vom Tage her. Von der Stelle am Fluß, wo die Rohrleitung herauskriechen soll, jede Biegung, jeden Abzweig, jeden Überbau, jede Unterführung, jeden Schieber – bis zur letzten Zapfstelle des Betankungskomplexes, das ist ihr Weg als Havariepatrouille, wieder und wieder. Ohne Hast zwar, aber jetzt in der Nacht mit fledermausempfindlichen Ohren. Zischt irgendwo eine defekte Schelle? Bohrt sich ein dünner oder dicker oder gar starker – bloß nicht! – „Treibstoffstrahl" neben der Rohrleitung ins Gras? Tropft es an Schiebern oder flexiblen Schläuchen? Auf die Handlampe verzichten sie, wo es nur geht. Machst du sie einmal an, dauert es nach dem Ausknipsen eine Ewigkeit, bis die roten, grünen, gelben Ringe vor den Augen verschwinden. Also lieber den Mond auf den Rohren spiegeln lassen, lauschen, fühlen, tasten.

So gut wie am Tage gebaut wurde, so dicht ist die Rohrleitung auch in der Nacht. Binsenweisheit. Keinen habe ich bei dieser Übung sagen hören: ‚Immer mit der Ruhe, ist doch bloß Wasser!' Da sitzt viel zu tief drin, daß ihnen – wenn die Einheit mal einen echten Leistungsnachweis zu bringen hätte – immer etwas Brennbares, Explosives, also Gefährliches um die Ohren spritzen würde.

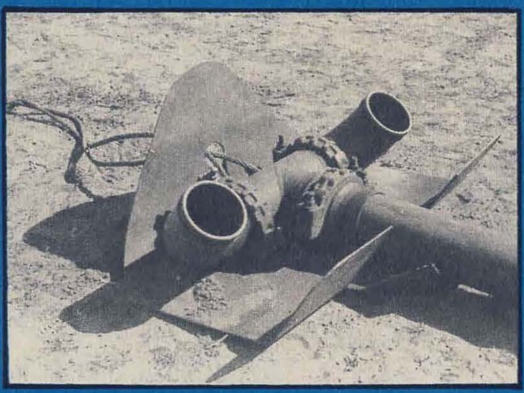


In der unmittelbaren Nähe von Zehntausenden Litern Treib- und Schmierstoffen des Tanklagers mahnt das schon zur Vorsicht. Und wachsam müssen sie obendrein sein. Es gäbe ja auch noch anderes als Materialfehler. Anschläge des Gegners beispielsweise. Waffeneinwirkungen. Dann muß schnell entschieden sein, wie der Kraftstoffspringbrunnen bei einer Hava-



rie wieder ins Rohr gezwängt wird. Das Nötigste haben die Soldaten deshalb stets am Mann: Ihre Maschinenpistole und den Kurbelsteckschlüssel, Dichtungsmaterial und die Schutzmaske. Und – den Kopf zum Denken! Meldung an den diensthabenden Dispatcher und Zugreifen sind dann eins. Aber angekommen an der PNU, liegt der Fall doch etwas anders.







Dispatcherentscheidung: Durchpumpen!

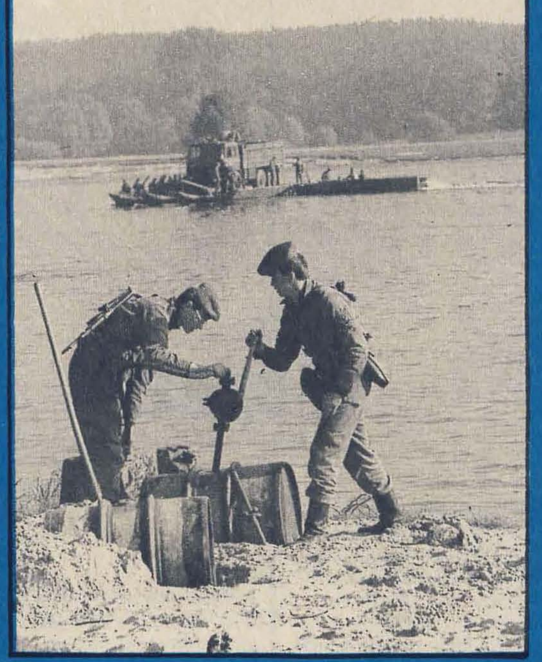
Die PNU ist das eigentliche Herz des pulsierenden T/S-Kreislaufes, eine Hochleistungspumpe mit 8-Zylinder-JaMZ-Motor von 125 kW Leistung. Regelautomatik sorgt für ständig stabilen Ausgangsdruck. Solange der JaMZ läuft! Was aber, wenn – wie jetzt – dem Dispatcher plötzlich gemeldet wird: „Der Öldruck an der PNU sinkt!"

Diensthabender ist Feldwebel Jan Lehmann. Eine ganze Gedanken-



Sach- und fachkundiger Besuch aus einem Patenbetrieb des Truppenteils, der Meliorationsgenossenschaft (oben). Der Schlitten mit dem Rohrleitungskopf (links außen). Ein 25 000 Liter fassender flexibler Treibstoffbehälter wird für den Transport zusammengerollt (Mitte). Die Koppelmanöver der 48-Meter-Rohrsektionen erfordern hohen körperlichen Einsatz der Monteure (unten).

René Leisner (rechts) und Stefan Höthe fassen für ihr Pumpenaggregat Kraftstoff aus einem Mini-Tanklager nach (oben). Ersatzteilsortiment mit unterschiedlich langen Faßstücken, Rohrwinkeln und Schellen (rechts außen). Mit jeder Rohrlage muß die 78-Kilo-Last 20 Zentimeter höher gestemmt werden (Mitte). Unteroffizier Ulrich Hahn schließt einen flexiblen Treibstoffbehälter mittels Spiralschlauch an die Rohrleitung an (unten).

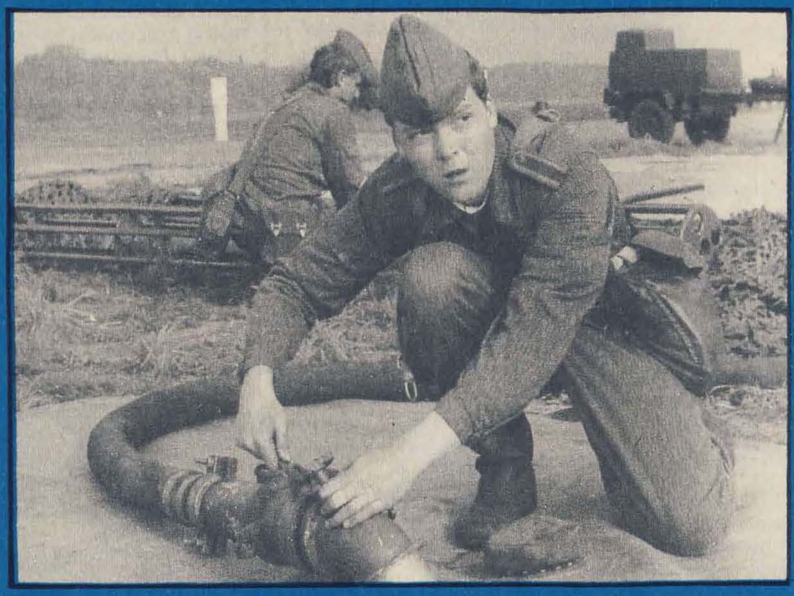


kette schießt ihm durch den Kopf. Der Kraftstoffstrom in der Rohrleitung darf nicht abreißen. Das ist der Kampfauftrag. Wenn aber der Ölstand in der PNU kontrolliert werden soll, muß sie abgeschaltet werden. Abschalten wiederum heißt Druckverlust. Was tun?

„Ich könnte die Reserve-PNU in Betrieb nehmen", erläutert mir der Berufsunteroffizier mögliche Entscheidungsvarianten. „Da wäre gar kein Risiko dabei. Aber: wir pumpen Wasser. Die Konservierung der Reserve-PNU wäre also im Eimer, und der Maschinist hätte mächtig zu tun, bis seine Pumpe wieder für den Einsatz mit T/S flott wäre. Bleibt noch Leisner mit seiner PSG. Wenn der durchpumpt, auf die veränderten Druckverhältnisse in der Leitung schnell und sicher reagiert, solange, bis der Öldruck der PNU wieder steht ... Vielleicht sind's bloß Sekunden?"







Der Feldwebel wählt mit Fingerdruck die Sprechfunkverbindung zur PSG und entscheidet sich damit für's Risiko: „Ihr müßt aufpassen. Die PNU geht jetzt kurzzeitig

Fortsetzung auf Seite 49



POP-Nachrichten

Zum „Pankower Bade-Rock" bittet Ollis Disko Mitte August im Freibad Berlin-Pankow. Mitwirkende: die Gruppen Key, Servi, Porto, Falcon, Privat, Chicorée, Stern Meißen und NO 55.

Bei den Soldaten in Brück wird am 19. Juli „Tutti Paletti" gastieren, eine Fördergruppe der KGD Potsdam. Ihre Titel „Lange Nächte" und „Samba Tutti Paletti" haben in die Wertungssendungen Eingang gefunden.



Otto Waalkes

Seinen zweiten Spielfilm hat der Komiker Otto Waalkes produziert, dessen Titel aber nicht preisgegeben. Der 37jährige ist Drehbuchautor und Hauptdarsteller des Streifens. Regie: Xaver Schwarzenberger.

Mit namhaften Jazzern geht im Januar 1988 das „Jazzorchester der DDR" unter Leitung von Conrad Bauer auf Landestournee. Buchungen für Konzerte übernimmt die Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst der DDR, Bizetstraße 62, Berlin, 1120.

Die erste Single, deren Erlös der Forschung gegen die Immunschwächekrankheit AIDS zur Verfügung gestellt worden ist, war „That's Wat Friends For Are"; ein Titel, der auf Anregung von Liz Taylor mit Dionne Warwick, Stevie Wonder, Elton John und Gladys Knight aufgenommen wurde.

Zu den Stars der internationalen Musikszene ist Julian Lennon aufgestiegen, der sich als Songschreiber und Sänger seinem legendären Vater John ebenbürtig erweist und dessen Konzerte das Publikum begeistert aufnimmt. Nach „Valotte" hat Julian, erneut betreut von Phil Ramone, sein zweites Platten-Album eingespielt.

Stichworte

live: *(engl.) In wörtlicher Übersetzung: lebendig. Bezeichnung für Auftritte von Interpreten oder Formationen, bei denen keine Tonträger mit fertig gemischten Werken verwendet werden, sowie für Tonträgeraufzeichnungen, wenn es sich um Konzertmitschnitte handelt.*

playback: *(engl.) Bezeichnung für Interpreten- oder Formationsauftritte, bei denen zu auf Tonträger produzierten Werken die Livedarbietung imitiert wird.*

halfplayback: *(engl.) Eine Sonderform des Auftritts von Interpreten. Es wird ein Grund- oder Urband verwendet, das alles enthält, was z. B. ein Sänger zum Zeitpunkt seines Liveauftritts an Orchester- oder Chorbegleitung benötigt.*

Autogramm-Adressen

Michael Barakowski: Wühlischstr. 32, Berlin, 1035 + **Tutti Paletti:** Klaus Wehrmann, Eduardstr. 4, Berlin, 1130 + **Ecke & Co.:** Axel Eckert, Markt 28, Sonnewalde, 7983 + **Hardy Lossau Romano & Zwetana:** Grünberger Str. 41, Berlin, 1034 + **Mimosen:** Gudrun Junggebauer, Schulze-Boysen-Str. 29, Berlin, 1130 + **Westerngitarren im Konzert:** Uwe Schreiber, Bl. 620/3, Halle-Neustadt, 4090

Neu bei AMIGA

(LP u. MK) **Traumarchiv – IC:** Das Solo-Projekt des Sängers von Stern Meißen. Seine erste LP im Stil des Synthi-Pop bietet alle Hits: „Aber wann", „Wunderland", „Mann im Mond" ... + **Katzen bei Nacht – Petra Zieger & Band:** Vom Rock 'n' Roll bis zur Ballade – neues Hitmaterial von der Rocklady und ihrer Band + **Bei mir bist du so schön – SINTI-Swing-Quartett:** Auf den Spuren von Django Reinhardt und Stéphane Grappelly – 5 junge Berliner mit der Folklore der Zigeuner und dem Swing-Feeling ihrer großen Vorbilder + **Blues Collection 6 – Champion Jack Dupree:** einer der letzten authentischen Bluespianisten + **Karussell – Café Anonym:** Eine musikalische Neugeburt der Gruppe, aktuelle internationale Tendenzen prägen ihren Sound ...

PART ZWO: Autogramme über Karla Henning, Fürstenwalder Str. 4, Erkner, 1250



Die Lied-Produktion für eine LP hat er soeben beendet, nun geht er wieder „on tour" und erlebt es jeden Tag aufs neue:

Licht aus – Spot an – Michael Barakowski!

Hej, das ist ja wie ein Kreuzverhör ...

Falsch, ganz falsch! 'ne Talk-Show ist's, wenn ein Prominenter im Rampenlicht befragt wird.

Rampenlicht ist gut, ist übrigens der Titelsong der neuen LP, die vermutlich im September rauskommt. Drauf sind unter anderem auch mein 85er Renner „Zeit, die nie vergeht" und ein Lied zum 750. Geburtstag meiner Heimatstadt Berlin: „Meine Lieder". Wird ganz gut sein für die Tanzlustigen in den Diskos.

Du warst bis Mai noch mit Marion Sprawe und den Smokings zu sehen und zu hören. Habt ihr euch gezankt?

Im Gegenteil! Marion wird mit ihrem Lied „Der einsame Pilot" auf der LP zu hören und auch als Gast in den Konzerten von „Michael Barakowski und Band" zu erleben sein. Aber wir haben, glaube ich, einen neuen künstlerischen Standpunkt erreicht. Marion hat auch 'ne neue Konzeption für ihre solistische Arbeit.

Du sagst, Marion würde auch Gast sein. Wer noch?

Ich habe in letzter Zeit oft bei Dieter Birr gesungen und würde mir wünschen, daß er auch mal zu mir kommt. Oder Ralf Bursy.

Wie ist deine Band derzeit besetzt?

Gitarre: Michael Otter. Keyboards, Saxophon, Gesang: Alexander Kirfe. Baßgitarre: Uwe Carstens. Schlagzeug: Karsten Lipsius.

Und welche Rolle spielt Henning Protzmann?

Eine denkbar gute. Seine reichen Erfahrungen als Musiker gibt er weiter. Er ist ein guter Lehrer und kümmert sich um vieles, seine Ideen fließen in unsere Arbeit mit ein. Es kann kaum eine bessere Zusammenarbeit geben.

Beschreibe doch mal deinen Weg im Telegrammstil!

In der Lehre unbedeutende Anfänge an Schlagzeug und Gitarre, dann



Marion Sprawe

drei Jahre Volksmarine. Dort konnte ich in einer Band mein Gitarrespiel ausbilden, denn meine Einheit hatte 'nen Freundschaftsvertrag mit einem Jugendklub in Boltenhagen. Dort spielten wir sehr oft zum Tanz, und ich begann zu singen, unterstützt von unserem kulturfreundlichen Kommandeur. Nach der Armee war ich kurzzeitig Kraftfahrer, nahm dann ein Studium an der Musikschule Friedrichshain auf und war der Ton-Roady bei der Gruppe Express Berlin. Wurde danach so etwas wie ein Volontär bei Henning Protzmann von Karat und guckte mir viel ab. 1979 war ich Mitbegründer der Gruppe Perl. Nach erfolgreichem Start mit Jazz-Rock begann ich zu schreiben, und das sinkende Interesse des Publikums an dieser Art Musik machte es uns leicht, die Richtung zu ändern; wir spielten zum Tanz. 1984 kamen zwei Titel auf die Sender „Oh Amore" und „Schulzeit", ein Jahr darauf kam „Zeit, die nie vergeht" ... Nach insgesamt sieben Jahren wurde mein Hobby zum Beruf, denn das Angebot, mit Marion und den Smokings zusammenarbeiten zu dürfen, eröffnete mir neue Möglichkeiten, die man nur als Profi hat.

Gibt es Vorbilder?

Rod Stewart, Joe Cocker, Henning Protzmann. Von ihnen habe ich Titel im Konzert.

Zu Jahresbeginn warst du mit Marion oft in Diskotheken. Ist das jetzt vorbei?

Am liebsten trete ich mit einer Band auf, dabei bleibt's. Aber ich weiß, wie gern das Disko-Publikum auch mal den Interpreten begrüßt. Darum wird's weitere Diskoauftritte geben, möglichst live, mindestens halb-playback.

Wie sieht dein Terminkalender aus?

Wir touren durch die ganze Republik. Ab November gastieren wir an der Trasse und gehen dann auf eine sechswöchige Tournee durch die Sowjetunion.

Danke, Michael!

Schon gut! Und vergiß nicht meinen Gruß besonders an alle Genossen der Volksmarine!

Das Interview führte Hartmut Kanter.

Michael Barakowski

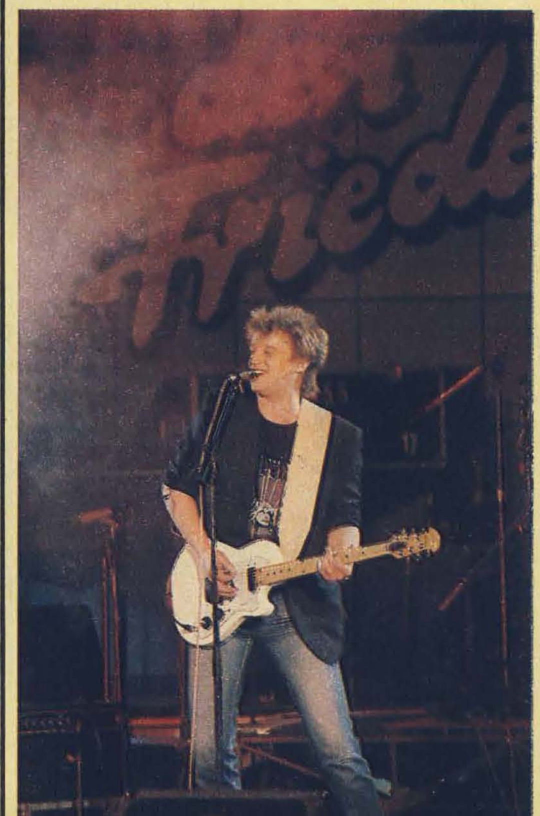


Bild: Bernd Lammel
Redaktion: Heinrich Klaus

Durch die Zeiten

Man muß nicht unbedingt wissen, was ein Zuhälter ist. Aber um das Buch „Der Lude" zu verstehen, wär's schon nicht von Schaden, wenn man weiß: Ein Zuhälter hält nichts zu, sondern vielmehr auf, beide Hände nämlich, in die „seine" Prostituierte abzuliefern hat, was sie mit ihrem traurigen Gewerbe verdient. Solche Dreckskerle gehören wahrhaftig zum miesesten Gesindel, das da im Kapitalismus herumkriecht. Heute ebenso wie damals, 1930, im kapitalistischen Deutschland. Schlägereien, Messerstechereien unter Zuhältern waren beileibe nichts Aufsehenerregendes; und es wurde auch geschossen. Am 15. Januar 1930 meldeten Berlins Zeitungen, in eine solche Schießerei sei ein gewisser Horst Wessel verwickelt und schwer verletzt worden.

Wer war das?

Er war der Sohn eines Pfarrers, der an der Berliner Nikolai-Kirche predigte. Sein Jura-Studium hatte er geschmissen und war Führer eines SA-Sturms im roten Berliner Osten geworden. Und ließ sich von einem Strichmädchen durchschleppen. Und starb durch die Kugel eines anderen Penners. Und sollte zu erstaunlichem Ruhm gelangen. Denn da war einer, der machte aus dieser Alltäglichkeit etwas sehr Besonderes. Der Mann war Dr. Joseph Goebbels, Nazi-Gauleiter von Berlin und später als Reichspropagandaminister einer der mächtigsten Nazis im faschistischen Deutschland. Der witterte die Chance, machte den umgebrachten Wessel zum Märtyrer, ermordet von den Kommunisten. Versteht sich. Das mußte gerächt werden, versteht sich, so brutal es nur ging.

Der Faschismus marschierte. Und alles war willkommen, was ihn hochbrachte. Auch der völlig bedeutungslose SA-Gernegroß Wessel. Das sogenannte Horst-Wessel-Lied sollte später zu einer Art Hymne der Nazis werden, das in die Köpfe der Jugend getrichtert wurde. Ein Zuhälter – das Vorbild für die Jugend im faschistischen Deutschland! Tod und pompöses Begräbnis, der nachfolgend inszenierte Prozeß, die Kämpfe zwischen der SA und Berliner Arbeitern, das Prostituierten- und Penner-Milieu – all das diente den Autoren Wera und Claus Küchenmeister als authentischer Rohstoff für ihren Roman „Der Lude". Das Buch bietet nicht allein eine Faschismus-Darstellung aus ungewöhnlicher Sicht. Es zeigt uns mit beeindrukkender Deutlichkeit das Berlin jener Zeit, als die Stadt und die Berliner in den Strudel verheerender Ereignisse gerissen wurden. Ihr werdet mir zustimmen: Da ist in aller Stille ein Berlin-Buch entstanden, das man mit bestem Gewissen weiterempfehlen kann. Es erschien im Militärverlag der DDR.



Wir bleiben noch ein bißchen in Berlin, einverstanden?

Und gern vertrauen wir uns einem Zeitgenossen an, der Berlin kennt wie vielleicht wirklich kein zweiter: Heinz Knobloch. Er lädt uns ein zu Ausflügen in die Vergangenheit. Dabei bleibt er mit einem Bein aber immer schön in der Gegenwart. Als Berliner Phantasien will er seine Geschichten verstanden wissen. Phantastisch und phantasievoll ist denn auch, was Knobloch uns erzählt. Was er über diese Straße, jenes Haus, und so manche Menschen ausgegraben hat, davon liest man hier zum erstenmal. Ob Hinterhof, Bahnhof oder der Hof Friedrich Wilhelms III. – Knobloch hakt sich fest an winzigen Details und spinnt seine haltbaren Fäden zwischen gestern und heute.



Der Bahnhof, auf dem er als Neunjähriger in Berlin ankam, war auch das Ziel des Luxus-Reisezuges von Zar Nikolaus, und derselbe Bahnhof faßte 1918 die zwanzigtausend Menschen nicht, die Karl Liebknecht zujubelten, und er war vielleicht menschenleer, als Libertas Schulze-Boysen dort verhaftet wurde, und er hallte wider vom Weinen der jüdischen Kinder, die von hier in den Tod abfuhren. Oder Knobloch schlendert die Tucholskystraße entlang hin zur Friedrich-Engels-Kaserne und erzählt uns, daß jene Straße einst Artilleriestraße hieß und daß Friedrich Engels 1841 in der am jenseitigen Ufer befindlichen Artilleriekaserne Dienst getan hatte. Oder er denkt nach, was wohl Thälmann vorhatte, als er mit der U-Bahn fuhr und die Station Kaiserplatz passierte, die später lange Zeit Thälmannplatz heißen würde und



deren Wände mit dem schönen Marmor von Hitlers Reichskanzlei verkleidet sein würden. Schluß jetzt – ich will nicht vorwegnehmen, was Heinz Knobloch viel besser erzählen kann. Seiner Aufforderung „Stadtmitte umsteigen" könnt Ihr getrost folgen, er führt Euch sicher und freundlich durch das Berlin von einst und jetzt mit diesem lesenswerten Buch aus dem Buchverlag Der Morgen.

„Sie haben vielerlei Geschütze, allerlei Schelmenzeug, welches nicht zum Krieg erlaubt ist; sie laden die Kanonen mit Kettenkugeln, Stücken Roheisen, auch mit ganzen Beuteln voll kleinen Paskugeln, von welchen sie über 100 und in die schweren Kanonen 200 bis 300 laden; und wenn solches losgeht, gibt es ein rechtes Gesäuse." Das erzählt ein preußischer Kanonier von seinen Erlebnissen in der Schlacht von Kunersdorf im Sommer 1759. Und Friedrich Freiherr von der Trenck berichtet, wie es ihm in einem preußischen Kerker erging, umgeben von festgeschraubtem Bett, eisernem Öfchen und festgenageltem Leibstuhl für die Notdurft, bei täglich anderthalb Pfund Kommißbrot und einem Krug Wasser. Und Voltaire erzählt. Und Goethe. Und der Berliner Buchhändler Nikolai. Und viele, viele andere. Einhundert Jahre deutsche Geschichte und Kulturgeschichte, von den Türkenkriegen bis zur Französischen Revolution, widergespiegelt in sehr persönlichen Erlebnissen, das bietet der Sammelband „Erlebte Geschichte". Der Verlag der Nation führt Euch zu einer wahren Fundgrube; greift zu!

Die jüngste Geschichte Kampucheas ist Gegenstand eines neuen Buches von Harry Thürk. Er erzählt uns von dem Koch Hang Son und seiner hübschen Braut Chanta. Der Militärdiktator Lon Nol brauchte Soldaten. Doch es gelang Hang, dem Kommando zur Zwangsrekrutierung zu entfliehen. Die Lage in Phnom Penh war ernst wie nie, die Hauptstadt war belagert in jenem Frühjahr 1975. Die Menschen erhofften sich Befreiung und endlich Frieden von der Armee, die am Mekong bereitstand. Doch Hunderttausende von ihnen sollten Opfer eines grauenvollen Völkermords werden, Opfer des Mörderregimes Pol Pot. Und auch Hangs Leben hing mehr als einmal am seidenen Faden, bis endlich kampucheanische und vietnamesische Kämpfer dem Leid seines ausgebluteten Volkes ein Ende machen konnten und bis auch er seinen Platz gefunden hatte. „Der schwarze Monsun" heißt das ebenso spannungs- wie kenntnisreich geschriebene Buch aus dem Verlag Das Neue Berlin. Aber Thürk-Bücher muß ich Euch nicht empfehlen, stimmt's?

Doch hinweisen will ich Euch auf ein schmales, nur 118 Seiten starkes Buch der Schriftstellerin Christa Wolf. Sie reflektiert einen Tag, an welchem sie Nachrichten erreichten, die sie begreifen, verarbeiten und zu denen sie ihre Haltung finden mußte. Es sind die Nachrichten von einem Unglück in einem Atomkraftwerk, und es sind die Mitteilungen über den Zustand ihres Bruders, der an diesem Tag eine komplizierte Gehirnoperation überstehen muß. Möglichkeiten und Versagen von Wissenschaft und Technik, die Leben rettenden oder Leben gefährdenden Auswirkungen der rasenden technischen Entwicklung beschäftigen die Autorin. Verantwortung – das ist das Hauptwort in diesem Stück Literatur. Es ist ernstes Nachdenken über die Verantwortung eines jeden. Das Buch fordert heraus zum Denken und Reden über Fragen, die unserem Leben zugehörig geworden sind und mit denen wir uns aktiv auseinandersetzen müssen: „Störfall", erschienen im Aufbau-Verlag.

Dem Eulenspiegel Verlag ist das meines Wissens erste Klatschbuch zu verdanken. Endlich mal Klatsch und Tratsch über die Leute, die wir alle kennen und über die wir so gern mal was ins Ohr geflüstert kriegen möchten! Zum Beispiel, was Marianne Wünscher so an Verbotenem in ihrer Garderobe tut, oder warum Willi Schwabe S-Bahn fährt. Das alles weiß Renate Holland-Moritz, wer denn auch sonst, und sie plaudert es hemmungslos aus in ihrem Bändchen „Die tote Else".

Welche der Bücher Ihr nun für Euch auswählt – ich wünsche Euch anregende, aufregende, spannende und entspannende Lesestunden.

Tschüß

Eure Bibliothe-Karin

Text: Karin Matthées



Christa Wolf
Störfall
Nachrichten eines Tages

RENATE HOLLAND-MORITZ
DIE TOTE ELSE
EIN WAHRHAFTIGES KLATSCHBUCH

Dienstlaufbahnab

Ärmelabzeichen


Mot. Schützen


Artillerie


Panzertruppen


Luftstreitkräfte


Luftlandetruppen


Pioniertruppen


Chemische Truppen


Nachrichten- und Funktechnische Truppen


Eisenbahntruppen und Militärtransportwesen


Kfz- und Straßenbautruppen


Rohrleitungseinheiten


Baueinheiten und Militärbauabteilungen


Militärtopografischer Dienst


Medizinischer und Veterinärmedizinischer Dienst


Militärdirigenten und -musiker

zeichen

AR-Serie mit acht Folgen über Uniformen der Sowjetarmee und Seekriegsflotte (II)

Seekriegsflotte



Spezialisten für Navigationsmittel



Spezialisten für Nachrichten- und funktechnische Mittel



Spezialisten für Minen- und Torpedomittel



Spezialisten Artillerie



Spezialisten Aggregate und Elektrik



Spezialisten für alle Arten der Verteidigung, Sicherstellung und Wartung



Marineinfanterie

Kragenspiegelsymbole



Mot. Schützen



Luftstreitkräfte



Luftlandetruppen



Panzertruppen



Artillerie



Pioniertruppen



Chemische Truppen



Nachrichten- und Funktechnische Truppen



Kfz- und Straßenbautruppen



Eisenbahntruppen und Militärtransportwesen



Baueinheiten und Militärbauabteilungen



Militärtopografischer Dienst



Rohrleitungseinheiten



Verwaltungsdienst



Militärdirigenten und -musiker



Offiziere des Schiffspersonals des Ingenieurdienstes



Offiziere des Technischen sowie des Rückwärtigen Dienstes auf Schiffen und in Stäben von Schiffsverbänden



Artillerie der Seekriegsflotte



In den Luftstreitkräften: Fliegeringenieurdienst. In den Marinefliegerkräften: Generale und Offiziere des Technischen Dienstes



In der Seekriegsflotte: Admirale, Generale und Offiziere des Technischen Dienstes. In der Sowjetarmee: Militärtechnische Schulen sowie ingenieurtechnisches Personal des allgemeinmilitärischen Dienstes



Militärjustiz



Medizinischer Dienst



Veterinärmedizinischer Dienst



Grigori Baklanow

Babitschew



In unserer 6b hatten wir einen gebrechlichen, an einer schweren Krankheit leidenden Jungen, der Babitschew hieß. In diesem Alter kennt man kein Mitleid mit Kranken und Schwachen, nachgeeifert wird Mutigen, Starke werden zum Ideal erhoben. Wenn wir dem Ball nachjagten, stand Babitschew hinter dem Tor, sein Bein zuckte von ferne mit nach dem Ball, und er rief auch „Flasche!", wenn einer das Tor verfehlte. Ließ der Torwart einen Ball durch, wurde Babitschew vom Pfosten vertrieben, als brächte er Unglück. In der Klasse war ein Mädchen, das ihm gefiel, aber es schämte sich seinetwegen und mied ihn, um von den anderen nicht ausgelacht zu werden. Plötzlich erfuhren wir, Babitschew sei gestorben, und wir würden alle hinfahren, um ihn zu beerdigen. Daß Babitschew gestorben war, wunderte niemanden – er hatte sowieso dauernd gefehlt. Sein Tod bekräftigte gewissermaßen unsere Unsterblichkeit, denn er war anders gewesen als wir, er hatte eine Krankheit gehabt, und ständig war etwas mit ihm, wir aber waren gesund.

Tags darauf fuhren zwei LKWs mit schwarz und rot bespannten Bordwänden und quer stehenden Bänken auf den Hof. Als erstes durfte das Blasorchester aufsitzen. Unser Schulorchester setzte sich durchweg aus Leistungsschwachen und Sitzenbleibern zusammen. Gewöhnlich wurden sie lange vor den Festtagen vom Unterricht befreit, dann hockten sie, stolz über ihre Ausnahmestellung, unter der Treppe und bliesen in ihre Trompeten. Auch jetzt, kaum auf dem LKW, begannen sie vielstimmig, ohne jede Harmonie, auf ihren Trompeten zu blasen und die Spucke aus den Mundstücken zu schütteln. Die Mädchen saßen eng umschlungen und mit Blumensträußen in den Händen auf ihren Bänken. Aus irgendeinem Grunde verließen wir lange nicht den Hof. Aus den Fenstern aller Klassenzimmer schaute man auf uns. Alle hatten Unterricht, nur wir nicht: Bei uns war ein Junge gestorben, wir fuhren zu seiner Beerdigung.



Endlich ging es los. Und während wir mit unseren LKWs durch die Stadt brausten, hätten wir am liebsten Pionierlieder gesungen, aber das durften wir nicht, denn die Bordwände waren zum Zeichen der Trauer mit Tuch bespannt, und die Passanten drehten sich um; an den Haltestellen sahen uns die Leute sogar durch die Straßenbahnfenster teilnahmsvoll an. So saßen wir feierlich und traurig da. Dann schritten wir am Rande des nichteingezäunten Friedhofs unter Birken hinter unserem Orchester, alle in weißen Hemden und mit Pioniertüchern wie zur Maidemonstration. Die Sonne beschien hell das angrenzende Feld, ein trockener Wind wehte uns die Zipfel der roten Halstücher auf die Schulter, und in den hinteren Reihen war vom Orchester nur noch das Klirren der Becken und das Dröhnen der Trommel zu hören. Weit zurückgeneigt, das riesige Instrument vorm Bauch, schwang der Trommler den Schlegel, doch der Ton erklang mit Verspätung, erst wenn der Schlegel schon von der Trommel zurücksprang. Ich war aufgeregt und flüsterte vor mich hin. Die Klassenleiterin hatte mich beauftragt, eine Rede zu halten, ich sollte sagen, daß wir heute unseren Kameraden Serjosha Babitschew (Serjosha hieß er also) beerdigten, den wir alle gern gehabt hätten. Er sei ein guter Kamerad gewesen, und wir würden ihn immer in Erinnerung behalten. Dann sollte ich noch sagen, die Krankheit habe ihn daran gehindert, ein aktiver Pionier zu sein, doch immer, wenn er es ermöglichen konnte ... Ich hatte Angst, etwas durcheinanderzubringen oder zu vergessen.

Ich durfte mich neben die Klassenleiterin stellen, und jedesmal, bevor der nächste Redner nach der Liste aufgerufen werden mußte, stieß sie mich nervös vorwärts und zeigte, sich zu mir herabbeugend, wie und wo ich hinaufsteigen, wie ich mich hinstellen und wem ich das Gesicht zuwenden sollte. Endlich rief mich die Schulleiterin auf – „Jetzt spricht aus der 6b ..." – und warf mir einen strengen, mahnenden Blick zu. Ich trat vor, stieg hinauf, stellte mich hin. Unter meinen Füßen rutschte der Lehm weg, und ich erinnerte mich, daß ich nach unten sah, wo die Klumpen hingerollt waren. Auf der anderen Seite stand auf einem ebensolchen Hügel der Sarg, die Seile waren bereits daruntergeschoben.

Ich gab mir alle Mühe, nicht dorthin zu schauen, konnte mich jedoch nicht ganz von dem Anblick losreißen, und während ich laut gegen den Wind sprach, nickte die Klassenleiterin befriedigt. Unter einer Kiefer wartete das Orchester, die Musikinstrumente hatten sie abgestellt. Schatten lag auf uns, und auf dem besonnten Feld wogte das Korn.

Auf einmal hörte ich langgezogenes Hundegeheul. Hinter dem Sarg kniete eine alte Frau mit einem schwarzen Kopftuch, neigte sich wieder und wieder über den Sarg und stieß heulende Laute aus wie ein Hund; man versuchte sie an den Schultern aufzurichten. Im Sarg aber lag, seltsam verändert, mit gelblichem, strengem Gesicht, mit schwarzen Schatten unter den Augen, mit violetten Flecken vom Hals bis zu den Ohren, ein kleiner erwachsener Mensch mit Jackett und weißem Hemd, frisiert wie zum Dienst. Seine wächsernen Hände lagen ruhig gefaltet auf dem festen, gewölbten Leib.

Da überkam mich ein Zittern in der Kehle, ich schluchzte auf, brach, welche Schande, vor aller Augen in Tränen aus und sprach mit erstickter Stimme weiter. Hinterher genierte ich mich, die Kinder anzusehen, und die Klassenleiterin sagte, ich hätte den ganzen Eindruck verdorben. Wenn sie das gewußt, wenn sie bloß hätte ahnen können ...

Als wir den Friedhof verließen, legte mir Babitschews Vater den Arm um die Schultern und sagte, während er mich so neben sich her führte: „Ein Pechvogel war er, was kann man da machen? Gar nichts ist da zu machen ... Seit er geboren war, wußten wir es. Er hat die ganze Zeit gelernt, wollte mit euch mithalten, wir aber wußten ..."

Mir war unwohl unter seinem Arm, der schwer und heiß auf meinen Schultern lag. Sein altes verkniffenes Gesicht schien zu lächeln, als müsse er sich bei uns entschuldigen. Er begann, uns vom ersten Weltkrieg zu erzählen, wie er als Soldat in Rumänien gewesen war. Immer wieder versank er in langes Schweigen, doch ich wagte nicht, seinen Arm wegzuschieben. Die Kinder verloren ihre Scheu und umringten uns, er ging, alle überragend, inmitten der Klasse und sah uns, die Altersgenossen seines Sohnes, mit sanften, traurigen Augen an.

„Ärmlich leben sie dort in Rumänien ... Die Bauern sind bei ihnen ganz arm", meinte er seufzend.

Gedrängt saßen wir auf den Bänken der LKWs und warteten, daß wir endlich abfuhren, während Babitschews Mutter und Vater, beide sehr alt, unten standen und uns vor dem Friedhofstor, als wäre es ihr eigenes, verabschiedeten. Wieder brausten wir durch die Stadt, alle blickten uns nach, wir fühlten das, und es gefiel uns, so dahinzubrausen: die 6b und das Schulorchester. Der zweite Weltkrieg, unser Vaterländischer Krieg, dem wir alle, Sitzenbleiber und Bestschüler, entgegenwuchsen, war nicht mehr fern. Ich sehe noch heute die zwei Lastwagen voller Kinder, die stolz sind, daß man ihnen nachschaut, wie sie von der Beerdigung zurückfahren, durch die Stadt brausen. Dem Menschen ist es nicht gegeben, am Anfang seines Lebens auf das Ende zu blicken, und das ist gut so, niemand braucht im voraus sein Schicksal zu erkennen.

Babitschew starb ganz allein, das war der erste Tod in unserer Klasse, die Klasse aber bedeutete damals für uns mehr als eine Generation, in solchen abstrakten Theorien dachten wir noch nicht. Dann begann der Krieg, der dauerte lange, und im vierten Kriegsjahr saß ich Ende August nachts in staubigen Stiefeln, mit Koppel und Schulterriemen, mit Feldmütze und besternten Schulterstücken inmitten meiner Soldaten – als ihr sehr junger Vorgesetzter – auf einem Melonenfeld. In unserer Runde waren auch zwei rumänische Bauern in hohen Schaffellmützen. Mit ihren Mützen nikkend, sagten sie etwas, auch wir sagten etwas, dabei rollte bald der eine, bald der andere, auf der trokkenen Erde eine in der Nacht hell schimmernde Melone zur mir herüber. Ich erinnerte mich in diesem Moment an nichts: weder an Rumänien noch an rumänische Bauern.

Als Vorgesetzter durfte ich das Messer in die Melone stoßen, und sie zerfiel mit leichtem Knirschen in zwei zuckrige Hälften. Hinter dem Melonenfeld standen im Dunkel unsere Kanonen, die wir über Berge hierher geschleppt hatten, wo selbst Lastpferde den Halt verloren; wenn der Wind aus dieser Richtung wehte, trug er den Kerosingeruch von den Traktoren herbei. Es war im Jahre vierundvierzig des an Kriegen so reichen zwanzigsten Jahrhunderts. In diesem Jahrhundert hatte ich schon zwanzig Jahre gelebt. Ich wußte nicht und konnte damals auch gar nicht wissen, daß es mir als einzigem aus unserer Klasse, von allen, die an die Front gegangen waren, beschieden sein sollte, lebend heimzukehren.

Aus dem Russischen von Alfred Frank

Entnommen der Zeitschrift „Sowjetliteratur"

Illustration: Fred Westphal



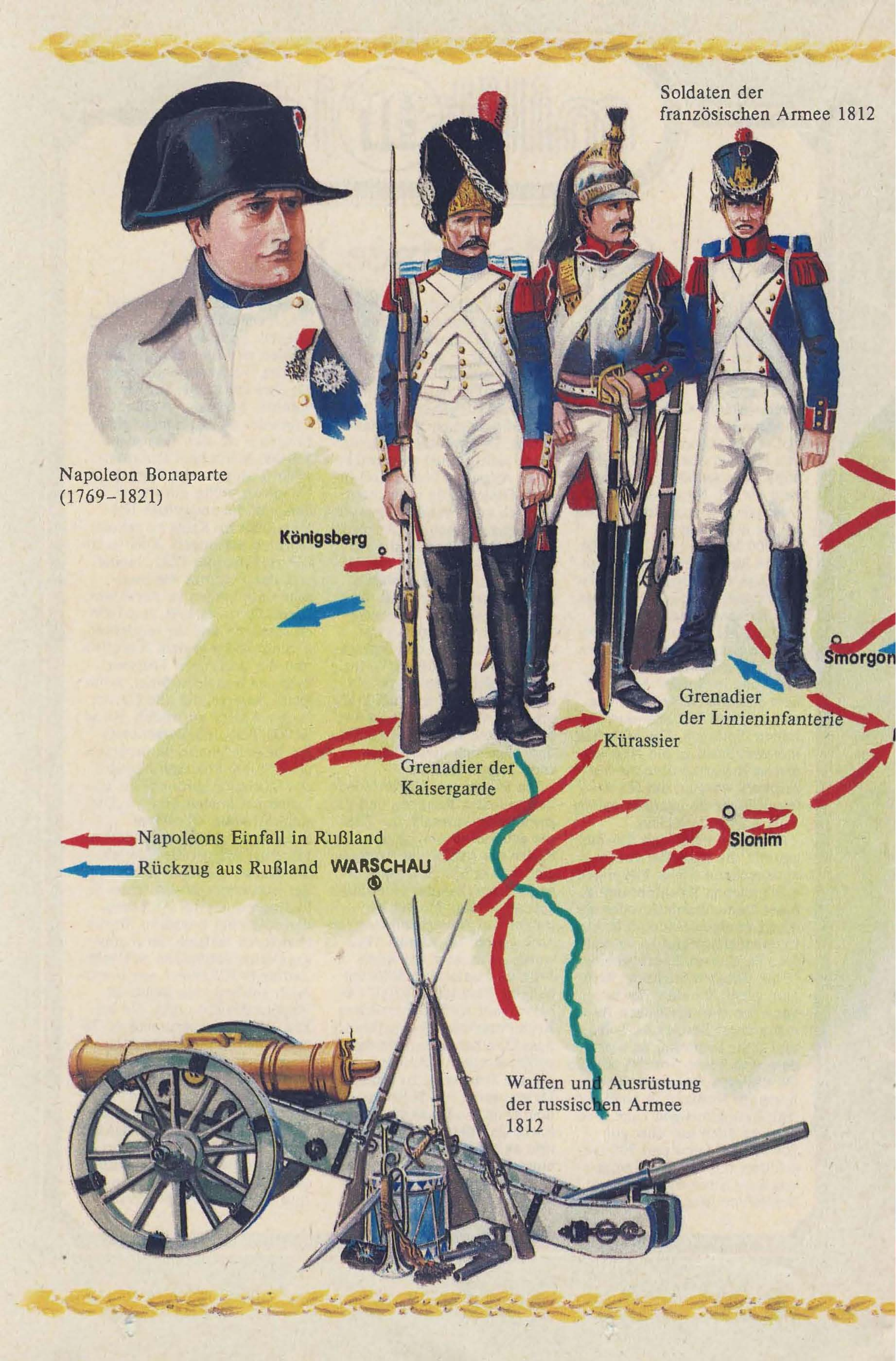
Grande Armée 1812

„Wenn ich Kiew nehme, habe ich Rußland am Bein, wenn ich Petersburg besitze, packe ich es am Kopf; mit der Einnahme Moskaus treffe ich Rußland ins Herz." Das sagte Kaiser Napoleon, als er im Morgengrauen des 24. Juni 1812 mit seiner „Grande Armée" den Njemen überschritt und ohne Kriegserklärung in Rußland einfiel. Napoleon war es gelungen, bis zum Sommer des Jahres insgesamt 614 000 Mann – die bis dahin größte Streitmacht in der europäischen Geschichte – für diesen Feldzug zu formieren. Der Artilleriepark seiner Armee zählte 1 242 Feld- und 130 Belagerungsgeschütze. Die wegen ihrer nie dagewesenen Größe als „Grande Armée" bezeichnete Streitmacht bestand aus Angehörigen fast aller europäischen Nationen. Die Mehrheit war gewaltsam in die Napoleonische Kriegsmaschinerie eingespannt worden, um für die französische Bourgeoisie weitere Völker zu unterjochen.

Napoleon hatte sich das Ziel gestellt, die russische Armee entsprechend seiner bisherigen erfolgreichen Kriegführung in einer Generalschlacht oder einigen wenigen Hauptschlachten kriegsentscheidend zu vernichten. Zu diesem Zweck wählte er als Hauptstoßrichtung Moskau, versuchte eine Vereinigung der zwei russischen Armeen unter Barclay de Tolly und Pjotr Bagration zu verhindern und beide Armeen einzeln zu schlagen. So begann der Krieg für Rußland in einer strategisch ungünstigen Lage. Verfügte es doch nur über gut 200 000 Soldaten und 900 Geschütze, um die Westgrenze von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer zu verteidigen.

Die Hauptlast des Krieges in den ersten Monaten trugen die 1. und 2. Westarmee. Die Generale de Tolly und Bagration konnten mit ihren Heeren den zahlenmäßig überlegenen Streitkräften längere Zeit keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Die russischen Armeen zogen sich vielmehr unter ständigen Angriffen Napoleons zurück. Gleichzeitig versuchten sie, sich zu vereinigen, was Anfang August auch bei Smolensk gelang. Damit hatten die beiden Armeen den Plan Napoleons, sie einzeln zu schlagen, durchkreuzt. Mehr noch. In einer Schlacht bei Smolensk fügten die vereinigten russischen Streitkräfte den Franzosen die bisher größten Verluste zu. Napoleon frohlockte, die russische Armee um den Preis schwerer Opfer gestellt zu haben, konnte aber nicht verhindern, daß sich diese erneut vom Gegner löste.

Die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Rückzug und die gewaltigen Ausmaße des Krieges geboten jedoch, daß an die Spitze der russischen Armeen ein noch erfahrenerer und allgemein anerkannter Heerführer gestellt wurde, der das Vertrauen von Armee und Bevölkerung genoß. Im August 1812 wurde dann auch der beim Volk und unter den Soldaten beliebte Feldherr Michail Kutusow vom Außerordentlichen Regierungskomitee einstimmig zum Oberkommandierenden vorgeschlagen. Kutusow kam, um die Franzosen zu schlagen. Davon waren die Soldaten überzeugt. Kutusow setzte noch kurze Zeit den Rückzug fort und entschloß sich dann zu einer Hauptschlacht bei dem Dorf Borodino unweit Moshaisk rund 110 Kilometer vor Moskau. Kutusow wollte die Franzosen endlich zum Stehen bringen. Es sollte eine der größten und blutigsten Schlachten der Weltgeschichte werden, die dort am 12. September entbrannte. Auf dem 30 Quadratkilometer großen Schlachtfeld kämpften erbittert insgesamt 250 000 Menschen. Die russischen Truppen wichen nicht. Napoleon wollte mit dieser Schlacht die endgültige Entscheidung im Krieg zu seinen Gunsten erzwingen. Aber letztlich mißlang der Plan Napoleons, das Zentrum der russischen Stellungen zu durchbrechen, die russischen Verbände zu sprengen und zu vernichten. Beeindruckt von dem Kampfesmut der russischen Truppen, wagte es Napoleon nicht, seine letzte Reserve, die alte Garde, in den Kampf zu werfen. Rund 94 000 Tote und Verwundete auf beiden Seiten, darunter über 50 000 Soldaten Napoleons, kostete der Kampf an Verlusten auf beiden Seiten. „Die schrecklichste all meiner Schlachten", erklärte Napoleon Jahre später, „ist die, die ich bei Moskau geliefert habe". In der gegebenen strategischen Situation erhielt das Aufeinandertreffen bei Borodino für die Franzosen faktisch die Bedeutung einer verlorenen Schlacht. Tausende Kilometer von Frankreich entfernt, vermochte es Napoleon nicht mehr, die hohen Verluste wettzumachen. Jedoch noch immer hatten die Franzosen ein gewisses Übergewicht und stellten trotz des riesigen Aderlasses, den sie hinnehmen mußten, eine ernste Gefahr für die Souveränität des russischen Staates dar. Sie zwangen die russischen Truppen zum erneuten Rückzug und zur Preisgabe Moskaus,


Soldaten der
französischen Armee 1812
Napoleon Bonaparte
(1769–1821)
Königsberg
Smorgon
Grenadier
der Linieninfanterie
Kürassier
Grenadier der
Kaisergarde
Napoleons Einfall in Rußland
Rückzug aus Rußland
WARSCHAU
Slonim
Waffen und Ausrüstung
der russischen Armee
1812



Barclay de Tolly (1761–1818)
Bagration
(1765–1812)
Kutusow
(1745–1813)
MOSKAU
Borodino
Wjasma
Witebsk
Smolensk
insk
Soldaten der
russischen Armee 1812
Gardegrenadier
Musketier
Kürassier
Husar
Donkosak
Kanonier

wozu Kutusow vor dem Regierungskomitee sagte: „Ich gebe Moskau auf mit dem Ziel, Rußland und speziell Petersburg sowie ganz Europa zu befreien.“ Vergeblich wartete der französische Kaiser dann auch am Poklonnyhügel vor den Toren der Stadt auf eine Abordnung der Moskauer Bürger, wie er es von zahlreichen Besetzungen fremder Hauptstädte gewohnt war. Statt dessen erhielt er die Nachricht, daß der größte Teil der Einwohner die Stadt verlassen habe. Totenstille empfing den Eroberer.

Auch war die russische Armee wie von der Bildfläche verschwunden. Die auf der Straße nach Rjasan den Russen nachsetzende französische Avantgarde stieß ins Leere. Fast zwei Wochen erfuhr Napoleon nichts über den Verbleib der russischen Armee. Kutusow hatte mit einem geschickten Manöver die französischen Generale in die Irre geführt und war auf die alte, nach Süden verlaufende Kalugaer Landstraße abgeschwenkt. Von dort deckte er Tula, die russische Waffenschmiede. Zugleich bedrohte er aus seiner Position bei Tarutino die feindlichen Verbindungslinien zwischen Smolensk und Moskau. „Der alte Fuchs Kutusow“, schätzte Napoleon später ein, „hat mich durch seinen Flankenmarsch in eine sehr unangenehme Lage gebracht.“ Während Napoleon in Moskau auf Unterhändler wartete, entstand durch plündernde brandschatzende Soldaten und Racheakte der Bevölkerung in der Stadt ein riesiger Brand, der einen Großteil der Lebensmittelvorräte vernichtete. Zur gleichen Zeit beunruhigten Partisanen und Armeestreifkorps ununterbrochen den Feind. Die alte Hauptstadt war von ihnen praktisch eingeschlossen. Allein sie hatten den Franzosen, seit diese Moskau besetzt hielten, schon Verluste von über 20 000 Mann zugefügt.

In der sich ständig verschlechternden militärischen Gesamtsituation blieb den französischen Truppen schließlich kein anderer Ausweg als der Rückzug. Am 19. Oktober 1812 verließen sie Moskau. Aber der Versuch Napoleons, den Rückweg über den proviantreichen Süden zu nehmen, mißlang. Denn bei Malojaroslawez verlegte die russische Armee der französischen den Weg und fügte ihr eine schwere Niederlage zu. Danach sah sich Napoleon gezwungen, auf dem von seinen Truppen selbst verwüsteten alten Smolensker Weg zurückzugehen. Damit begann die letzte Etappe des Vaterländischen Krieges des russischen Volkes, der allgemeine Rückzug der Grande Armée und die russische Gegenoffensive.

Diese vollzog sich als Parallelverfolgung, wobei die russische Armee sich ständig in der südlichen Flanke der französischen Armee auf fast gleicher Höhe westwärts bewegte, die Franzosen nicht nach Süden ausweichen ließ und sie im Falle eines langsameren Rückzuges abzuschneiden drohte. Die Offensive war kombiniert mit Schlachten und zahlreichen Gefechten. Dabei zwang die russische Armee die Franzosen, angesichts der ständigen Überflügelungsgefahr ein solches Tempo der Absetzbewegung anzuschlagen, daß sich Elend und Bedrängnisse des Rückzuges potenzierten. Hinzu kamen noch die Aktionen der Streifkorps und der bäuerlichen Partisanenabteilungen, so daß die französischen Verbände immer mehr demoralisiert wurden und rapide zusammenschmolzen. Die komplexe Form der russischen Gegenoffensive erwies sich als Verhängnis für das französische Heer. Noch bevor Napoleon am 11. November Smolensk erreichte, war mehr als die Hälfte der Streitmacht, über die er noch in Moskau verfügte, vernichtet. Der übergroße Teil des Fuhrparks und der Pferde war auf der Strecke geblieben.

Alle Hoffnungen, die die erschöpften französischen Truppen auf Smolensk als Ort der Erholung, der reichlich mit Proviant versehen sei, setzten, zerstoben bald in ein Nichts. Unter den Bedingungen des Volkskrieges gegen die Napoleonische Aggression vermochten die französischen Versorgungsbeauftragten nur geringe Lebensmittelvorräte in der Stadt anzulegen. Auch ließ die unmittelbar nachdrängende russische Armee den Franzosen gar keine Zeit, sich vorübergehend festzusetzen.

Nach Smolensk verwandelte sich der französische Rückzug in eine regelrechte Flucht. Und nun folgte Schlag auf Schlag. Nach der Schlacht bei Krasnoje vom 15.–18. November, in der die Franzosen 26 000 Mann und fast die gesamte restliche Artillerie verloren, folgten Kämpfe bei Polozk und Borissow und schließlich die Katastrophe an der Beresina (26.–28. November). Das mit knapper Mühe einer Umzingelung entgangene französische Heer konnte auf drei Behelfsbrücken, die mehrmals zusammenbrachen, unter dem russischen Feuer nur noch 14 000 Waffenfähige und 26 000 Nachzügler über die Beresina bringen.

Am 5. Dezember verließ Napoleon in Smorgon mit einem Pferdeschlitten fluchtartig die Trümmer seiner geschlagenen Armee und eilte inkognito durch Polen und Deutschland nach Paris. Die letzten Reste des Heeres, knapp 30 000 Mann, von denen nur noch wenige Waffen besaßen, flüchteten in voller Auflösung über die russische Grenze. Die „Grande Armée“ war vernichtet. „Die Vernichtung der großen napoleonischen Armee auf dem Rückzug von Moskau gab das Signal zum allgemeinen Aufstand gegen die französische Oberherrschaft im Westen“, stellte Friedrich Engels später fest.

Illustration: Heinz Rode
Redaktion: Oberstleutnant Ulrich Fink

Fortsetzung von Seite 35

raus. Durchpumpen!" Der Befehl wird quittiert. Was der Feldwebel mehr hofft als weiß, tritt ein. Als Öl nachgefüllt ist, gibt die PNU im Handumdrehen wieder volle Leistung ans Rohrleitungsnetz. Leisner/Höthes Pumpe dröhnt für kurze Zeit noch etwas energischer als sonst, doch die Reserve-PNU kann bleiben, wofür sie gedacht ist. Im Dispatcherprotokoll steht nach diesen kribbligen Minuten neben präzisem Vermerk über veränderten Druck und konkrete Uhrzeit die lakonische Meldung: Öldruck der PNU korrigiert.

Wo ist der Schlitten?

Die Mondschein-Schlittenpartie kann beginnen. Die Funkverbindung von Ufer zu Ufer steht. Zeichen mit Signallampen werden gegeben. Hinter dem „Reck", diesem sechs Meter hohen Straßenüberbau, wartet Leutnant Barth mit seinen Genossen, um die 48-Meter-Sektionen zu koppeln. Ich kann mir vorstellen, daß einem aus seinem Zug die Gedanken in solchen Minuten des Wartens besonders oft dem Ende der Übung vorausfliegen: Unteroffizier Steffen Seifert. Das 22jährige Parteileitungsmitglied gehört zum Traditionszirkel, der dem Leben und Wirken von Eugen Schönhaar nachspürt. Viel haben sie zusammengetragen über jenen Kommunisten, der 19jährig den ersten Weltkrieg erlebte, der seit 1920 in der kommunistischen Jugendbewegung, ab 1924 in der Internationalen Roten Hilfe tätig war. Der ein Netz zu Druckereien in Deutschland knüpfte, in denen bis ins Jahr 1933 hinein Hunderttausende Exemplare kommunistischer Flugschriften hergestellt wurden. Mit Mut und Opferbereitschaft für die Sache – bis zum Äußersten. Wie die KPD-Funktionäre John Schehr, Rudolf Schwarz und Erich Steinfurth bezahlte auch Eugen Schönhaar seine Standhaftigkeit in Gestapoverhören 1934 mit dem Leben. Was Unteroffizier Seifert und mehrere seiner Genossen jetzt beschäftigt, weil es unmittelbar nach der Übung konkrete Gestalt annehmen muß, ist die Frage: Wie kann das Wichtigste davon für das Traditionszimmer aufbereitet werden?

„Vooor-wärts!" Dieses Kommando zwingt alle zur Aufmerksamkeit. Daß es ausgeführt wird, registriert auch Steffen Seifert auf einfache Art und Weise. Das schleifende Geräusch der durch den Sand gleitenden Rohrleitung signalisiert Bewegung. Bei der Probe am Tage hatten sie darauf kaum geachtet. Wichtig ist jetzt, daß das Ende der gezogenen Rohrsektion genau in Höhe des Anfangs der nächsten zum Stillstand kommt. Fünfmal dieselbe Frage. Und fünfmal Maßarbeit. Man kann nicht meckern.

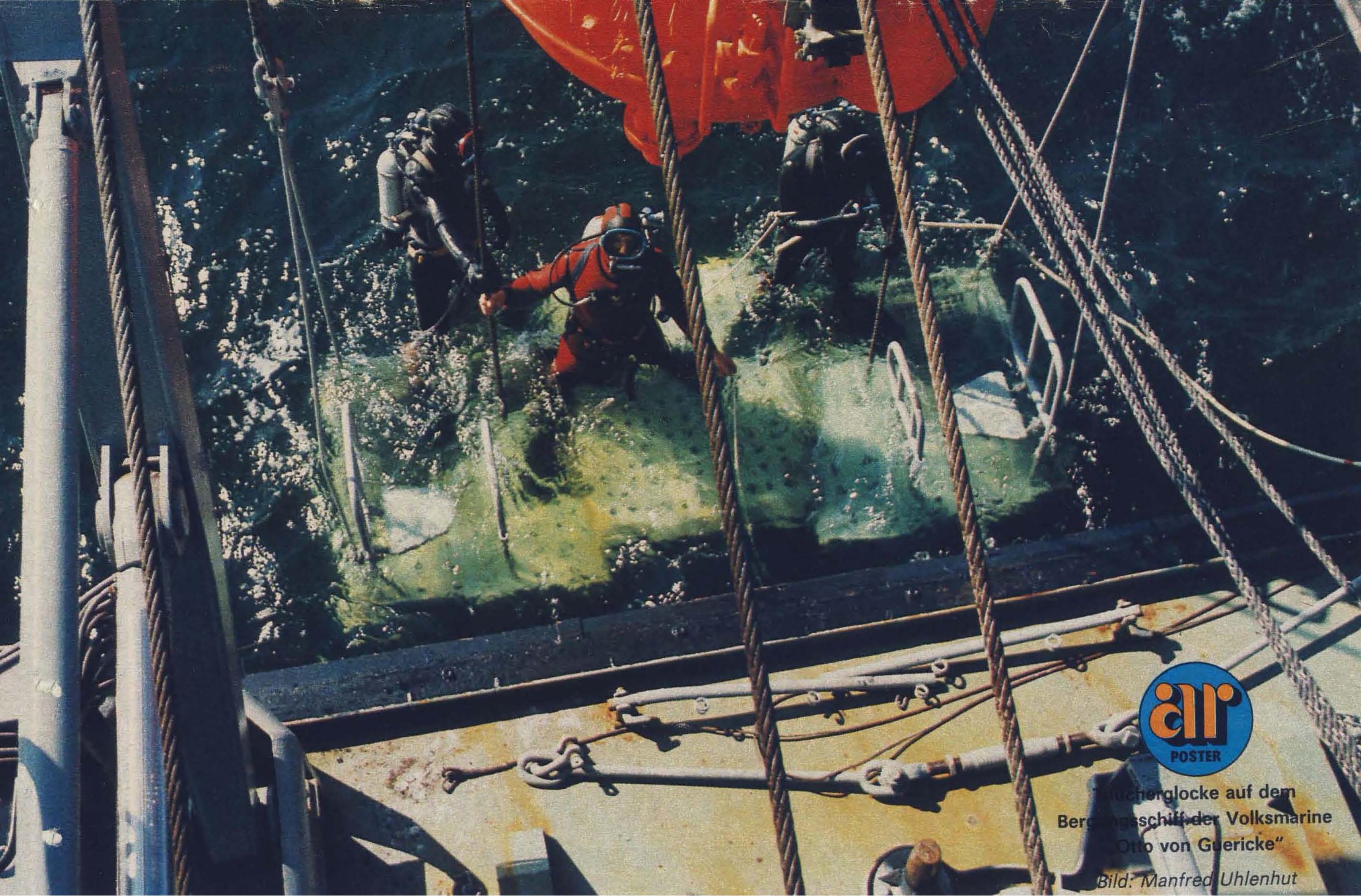
Geschafft!

Geschafft? – Erstaunte Meldung vom jenseitigen Ufer: „Der Schlitten ist noch nicht da!" Augenblicksreaktion diesseits: Das darf doch nicht wahr sein! Da wurden wohl ein paar „Kleinigkeiten" außer acht gelassen? Vielleicht, daß die Rohrleitung auf den Flußgrund absinkt, also länger sein muß als die an der Wasseroberfläche vermessene Flußbreite? Oder hat die Strömung die Leitung stärker abgetrieben als einkalkuliert? Erstmal offene Fragen und die Tatsache, daß an die Pipeline noch ein Stück dran muß. Fieberhaft bauen Leutnant Barth und seine Genossen beim Licht abgeblendeter Autoscheinwerfer. Koppelmanöver. „Ziehen!" Kurz darauf die Meldung: „Der Schlitten ist da!" Oberstleutnant Hepner scheint zufrieden zu sein. Das Rohrleitungssystem zum jenseitigen Ufer wird geschlossen. Das Umpumpen kann beginnen. Die letzte Flußfahrt mit dem Schlitten war's indessen nicht. Wiederholung ist die Mutter der Weisheit. Und demnächst werden Soldaten kommen, für die wieder alles neu ist. Mit einigen Rechenkünstlern aber wird der Kommandeur bei der Auswertung wohl noch eine Extra-Partie Schlitten fahren!

Eine der Hauptaufgaben der Rückwärtigen Dienste ist es, die Truppen ununterbrochen, qualitäts-, sortiments- und termingerecht sowie in erforderlicher Menge mit Treib- und Schmierstoffen (T/S) zu versorgen.
Etwa 50 Prozent des Gesamtgewichts aller Materialien, die die Streitkräfte benötigen, entfallen auf die Treib- und Schmierstoffe. Waren es im zweiten Weltkrieg etwa 20 Kilogramm an Technik, Ausrüstung, Treib- und Schmierstoffen, Munition usw. pro Soldat, so sind es gegenwärtig etwa 90 Kilogramm. Bei der Zuführung von Treib- und Schmierstoffen wird nach Eisenbahn-, Schiffs-, Kraftfahrzeug-, Luft- und Rohrleitungstransport unterschieden. Die Transportkosten je Tonne und Kilometer liegen bei Rohrleitungstransport am niedrigsten und betragen nur den dritten Teil der Kosten des Bahn-, den 25. des Kfz und den 250. des Lufttransports. Nur bei Kfz- und Rohrleitungstransport kann Treib- und Schmierstoff unmittelbar an Kraftfahrzeuge ausgegeben werden. •

Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling





Taucherglocke auf dem Bergungsschiff der Volksmarine „Otto von Guericke“

Bild: Manfred Uhlenhut



„SONDERBEDROHUNG" durch Null-Lösung

Bonn könne nicht auf „Elemente einer nuklearpolitischen Einflußnahme" verzichten, heißt es schlicht in einem vertraulichen Papier der Hardthöhe. Wer möchte dem widersprechen? Ist doch bekannt, wie wichtig die Rolle beider Staaten ist, nie wieder einen Krieg von deutschem Boden ausgehen zu lassen. Darf man also annehmen, daß bundesdeutsche Spitzenmilitärs und gewisse Herren vom CDU/CSU-Fraktionsvorstand nun endlich in Washington und im Brüsseler NATO-Hauptquartier im Sinne der weitreichenden Abrüstungsinitiativen aus Moskau für ein kernwaffenfreies Europa Einfluß nehmen wollen? Weit gefehlt! Diese Leute um Wörner und Dregger, dortzulande nicht grundlos „Stahlhelmer" genannt, haben eine ganz andere „nuklearpolitische Einflußnahme" im Kalkül. Ihre ständigen Querschüsse und Tretminen gegen jeden konkreten Abrüstungsvorschlag reichen ihnen nicht mehr aus, sie wollen mehr „Einfluß" auf die NATO-Hochrüstung gewinnen. Oder wie sonst soll man eine Ankündigung aus dem Bonner Verteidigungsministerium werten, wonach die Bundeswehr in den nächsten Jahren die vorhandenen Raketen des Typs Pershing Ia durch solche des Typs Ib zu ersetzen gedenkt? Selbst die Kosten kennt man schon: runde vier Milliarden DM. Eine qualitativ neue Generation operativ-taktischer Raketen größerer Reichweite – von etwa 700 km – zu einem Zeitpunkt, wo Michail Gorbatschow vorschlägt, über die Reduzierung und schließliche Beseitigung auch dieser Waffenkategorie zu verhandeln? Die stellvertretende Vorsitzende der SPD-Bundestagsfraktion, Frau Deubler-Gmelin, nannte den Versuch der »Stahlhelmer«, in eben diesem Augenblick an der Rüstungsschraube zu drehen, eine Sabotage der Null-Lösung. Wie wahr! »Es liegt nicht im deutschen Sicherheitsinteresse, weitere Null-Lösungen zu vereinbaren«, erklärte Volker Rühe, stellvertretender Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU. Die BRD würde sonst in eine „Sonderbedrohung" geraten, und diese Meinung wolle er auch in Washington deutlich machen ... „Sonderbedrohung" – was ist das? Es hat den Anschein, als erfänden hier die nuklearpolitischen Einflußnehmer aus Bonn eine völlig neue Art von Gefahr für Leib und Leben – die „sonder"-bedrohliche Aussicht, Europa könnte eines Tages völlig frei von Kernwaffen sein. Ein blanker Wahnsinn in den Augen professioneller Hochrüster. Deshalb also neue Raketen anstelle der alten, deshalb also auch dieses nibelungengetreue Beharren auf „Elementen einer nuklearpolitischen Einflußnahme". Ein absurdes, ja gefährliches Treiben bundesdeutscher Politiker, die sich solcherart über das legitime Verlangen der Menschen nach Frieden und Sicherheit durch Abrüstung selbst im eigenen Land rücksichtslos hinwegsetzen.

Gregor Köhler

AR International

● **Eine Erhöhung der Ausgaben** für konventionelle Rüstung hat USA-Verteidigungsminister Weinberger von den europäischen NATO-Verbündeten verlangt. Gleichzeitig versicherte er, daß die Vereinigten Staaten nicht an eine Abkoppelung ihrer Sicherheitspolitik von Europa dächten. In einer Rede in Washington betonte er, die NATO müsse ihre konventionelle Kampfkraft wesentlich erhöhen. Weinberger, nach dessen Worten die Anwesenheit von 325 000 USA-Soldaten, die strategischen Kernwaffen und die nach einem Abkommen mit Moskau in Europa verbleibenden Nuklearwaffen eine Abkoppelung ausschließen, forderte die Europäer auf, „ihrer gewachsenen Sorge Taten folgen zu lassen" und dreiprozentige Zuwachsraten ihrer Rüstungsetats einzuplanen.

● **Zum sechsten Mal** seit der amerikanischen Invasion auf Grenada hat das Pentagon eine Auswahl von Journalisten zu einer Übung einberufen. Wie vom Verteidigungsministerium mitgeteilt wurde, waren zwölf Journalisten und Fotografen benachrichtigt worden, daß ein sogenannter Pressepool gebildet werde. Vier Stunden später wurden sie vom Luftwaffenstützpunkt Andrews an die Küste von North Carolina geflogen, wo ein Landungsmanöver der Marine stattfand. Der Pressepool war erstmals bei der Landung von Marineinfanteristen auf Grenada im Jahre 1983 gebildet worden, alle anderen Journalisten blieben von der Beobachtung des Geschehens ausgeschlossen.

● **Eine US-amerikanische Kritik** an den Plänen Kanadas, kernkraftgetriebene U-Boote zu erwerben, ist vom kanadischen Verteidigungsminister Perrin Beatty entschieden zurückgewiesen worden. Die kanadische Verteidigungspolitik werde „in Kanada formuliert", um den kanadischen Bedürfnissen zu entsprechen und nicht denen Washingtons, erklärte Beatty in Ottawa. Er betonte, man werde die Bedenken der NATO „nicht ignorieren", müsse aber zunächst den Interessen Kanadas Rechnung tragen. Nach der von der Regierung

gebilligten neuen kanadischen Verteidigungspolitik sollen zehn Kernwaffen-U-Boote für fünf Milliarden Dollar beschafft werden. In gewissen Kreisen der USA-Regierung wird befürchtet, daß Ottawa mit dieser U-Boot-Flotte die kanadische Souveränität in der Arktis bekräftigen will.

• **Der sechste Flugzeugträger** der „Nimitz"-Klasse, die „George Washington", ist bei der Werft Newport News Shipbuilding (USA) auf Kiel gelegt worden, ebenso das 47. nukleargetriebene U-Boot der „Los-Angeles"-Klasse. Vier weitere für das Haushaltsjahr 1987 bewilligte Boote dieser Klasse wurden in Auftrag gegeben.

• **Als erstes Land in Europa** hat die BRD ein Beschaffungsprogramm zur Ausrüstung ihrer Streitkräfte mit Splitterschutzwesten eingeleitet. In diesem Jahr werden Aufträge für rund 30000 Stück vergeben, ähnliche Stückzahlen sollen die Bestellungen der nächsten Jahre ausmachen. Die erste Ausgabe der Westen an eine Bundeswehreinheit erfolgte bereits zu Jahresbeginn.

• **Auf Kiel gelegt** wurde bei den Thyssen-Nordseewerken in Emden das für Norwegens Marine bestimmte U-Boot „Ula", Leitboot einer aus sechs Einheiten bestehenden Serie. Der Bau der folgenden Boote soll auf der gleichen Werft in Halbjahresabständen begonnen werden. Die Indienststellung der „Ula" ist für Februar 1989 vorgesehen. Die übrigen Boote sollen ab April 1990 bis 1992 ausgeliefert werden. Jedes Boot wird eine Besatzung von 18 bis 20 Mann haben und über acht Bugtorpedorohre verfügen.

• **Viermal mehr Soldaten** als bisher will die dänische Regierung jährlich einberufen. Wie Verteidigungsminister Hans Engell nach einer Kabinettssitzung in Kopenhagen mitteilte, werde die gegenwärtige Anzahl der eingezogenen Soldaten von 2200 demnächst auf jährlich 9300 anwachsen. Zugleich müsse der Rüstungshaushalt im nächsten Jahr auf umgerechnet rund 3,5 Milliarden Mark ansteigen. Der Minister erklärte, diese Maßnahmen seien notwendig, um die Kriegsstärke der Streitkräfte von 72000 Mann und ein junges Durchschnittsalter der Soldaten zu erhalten.

• **Zum neuen Chef** des Kommandos Süd der USA-Streitkräfte in Panama, das für die USA-Verbände und Militärberater in Mittel- und Südamerika zuständig ist, hat Präsident Reagan den Generalleutnant Frederick Woerner ernannt. Woerner löst General John Galvin ab, der zum Obersten NATO-Befehlshaber Europa ernannt worden ist. Dem Kommando Süd unterstehen 9700 in Panama und 1100 in Honduras stationierte Soldaten, 55 US-Militärberater in El Salvador und 92 weitere Offiziere, die sich als Militärberater in 16 anderen mittel- und südamerikanischen Ländern befinden.



Soll in der Bundeswehr 1990 eingeführt werden – das Sturmgewehr G 11 der Firma Heckler & Koch. Kaliber: 4,7 mm



In einem Satz

Die Ausbildung weiterer Offiziere aus Malaysia in der BRD hat der Bonner Verteidigungsminister Wörner seinem malaysischen Kollegen angeboten, nachdem bisher rund 60 malaysische Offiziere Fortbildungskurse in der Bundesrepublik besucht haben.
Als Nachfolger des italienischen Generals Giorgio Donati, der in den Ruhestand getreten ist, hat der italienische General Benito Gavazza den Posten als Kommandeur der NATO-Landstreitkräfte in Südeuropa eingenommen.
Zum ersten Mal haben in diesem Jahr in der rund 600 Mann starken Streitmacht des Großherzogtums Luxemburg junge Frauen ihren Dienst angetreten.
Stellvertretender Generalstabschef der NATO für den Kommandobereich Mitte in Brunsum (Niederlande) ist der USA-General Williard M. Burleson geworden, der zuvor Befehlshaber der 1. amerikanischen Panzerdivision in der BRD und Operationschef im Hauptquartier der amerikanischen Streitkräfte in Europa war.
Militärexperten der USA prüfen nach Angaben von Pentagonchef Weinberger gegenwärtig alle Möglichkeiten, die Präsident Reagan bei einem eventuellen „Hilferuf" seiner Verbündeten am Golf für den Einsatz amerikanischer Streitkräfte hätte.
Eine Teilnahme an den Manövern „Bright Star", die alljährlich die schnelle Eingreiftruppe der USA im Nahen Osten durchführt, hat Sudan abgelehnt und außerdem ein Abkommen, das der schnellen Eingreiftruppe die Lagerung militärischer Ausrüstungen auf sudanesischem Territorium erlaubte, fünf Monate vor seinem Auslaufen gekündigt.

Text: Walter Vogelsang
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv

BERLINER PFLÄNZCHEN

Die Lehrerin fragt die Jungen
in der Klasse:
„Na, zu welcher Waffengattung
möchtet ihr denn, wenn ihr
mal Soldaten werdet?"
Meldet sich Franki:
„Zur Volksmarine."
„Kannst du denn schwimmen?"
„Wieso? Jibt's denn da
keene Schiffe?"

★★★★★★

Soldat Bretschneider
an der Essenausgabe:
„Wer hat'n det Fleisch in die
Buletten jetan?"
„Der Koch natürlich."
„Und wer hat det wieder
rausjenommen?"

★★★★★★

Dienstfreier Sonnabend für
den Hauptfeldwebel.
Endlich mal 'n bißken Ruhe.
Kommt sein Kleener:
„Papa, jibste mir
Jeld für't Kino?"
„Ich habe schon zum dritten-
mal nein gesagt."
„Jut, denn übe ick
eben Trommel!"

★★★★★★

Auf dem Spielplatz
im Thälmann-Park.
Holger: „Mich hat der Papa
beim Storch bestellt."
Sven: „Mich hat der Papa
beim Weihnachtsmann bestellt."
Oliver: „Mir ham se alleene
jemacht. Für so wat jibt mein
Papa keen Jeld aus."

★★★★★★

Mit Erlaubnis des Herausgebers wurden die Witze leicht bearbeitet. Sie sind dem Büchlein „Hauptsache, wir sind alle jesund" entnommen, erschienen im Kinderbuchverlag Berlin.





Auf dem Wehrkreiskommando.
„Ihr Name bitte?"
„Müller."
„Und Ihr Alter?"
„Ooch Müller."

******

Marschpause.
Der Kompanie-Casanova:
„Mann, ick bin jestan
Vata geworden!"
„Glückwunsch. Und deiner
Frau geht's gut?"
„Na klar, Mensch, die weeß et
doch noch nich!"

******

Kleines Rendezvous
im Besucherzimmer.
Janine interessiert sich
für die Uniform:
„Und wat is det hier?"
„Die Kragenbinde."
„Janz praktisch. Jibt's die
ooch in weiß?"

******

Gefreiter Schwerdtfuß:
„Herr Ober, was schwimmt
denn hier in meiner Suppe?"
„Keene Ahnung. Ick bin
Kellner und nich der Direktor
vom Tierpark."

******

Im Med.-Punkt.
„Sie gefallen mir heute
aber gar nicht."
„Wenn ick ehrlich sein soll,
Jenosse Dokta, der Scheenste
warn Sie jestan ooch nich."

******

Soldat Schöngeist
bummelt durch Berlin.
Er fragt einen kleinen Jungen
nach dem Weg:
„Wenn ich hier immer geradeaus
gehe, liegt dann da das
Schauspielhaus?"
„Det liecht ooch da,
wenn Se nich jradeaus jehn."

******

Rauchpause.
Der Kompaniechef:
„Jeden Tag ein paar rohe
Zwiebeln essen, das ist das
Geheimnis eines langen Lebens."
Soldat Schnellmund:
„Uff unse Soldatenstube
bleibt det keen Jeheimnis."

******

Feierabendgespräch
im Kompanieklub:
„Ick wünsch ma, det ick
im Lotto jewinne."
„Jibste mir wat ab?"
„Nee."
„Wenichstens 'n bißken?"
„Nischt zu machen."
„Warum nich?"
„Wünsch dir doch alleene wat."

******

„Mensch, Andi, du stehst
schon seit zehn Minuten
mit offenem Mund da."
„Weeß ick. Hab'n ja
selba uffjemacht."

******

Bild: Jean Molitor

UND BERLINER WITZ

NACHFAHREN DER HAKKAPEELIITTA

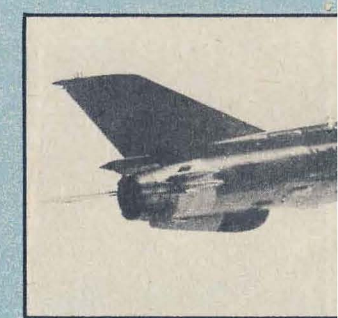
Ein Bericht über Geschichte und Gegenwart der finnischen Streitkräfte

Seit Jahrzehnten gehören Schiffe, deren Flagge ein lichtblaues Kreuz auf weißem Grund zeigt, zum alltäglichen Bild der Seehäfen unserer Republik.

Nicht selten laufen auch, festlich über alle Toppen geflaggt, finnische Schiffe in unsere Häfen ein, deren weißblaue Flagge dreigeschwänzt ist und zusätzlich das Staatswappen mit dem schwertschwingenden goldenen Löwen auf rotem Grund trägt. Im vergangenen Jahr war es die Korvette „Turunmaa", ein auf der Wärtsiläwerft der finnischen Hauptstadt gebautes, speziell für die Küstenverteidigung konstruiertes Kampfschiff; es legte im Stralsunder Hafen an – herzlich begrüßt von Angehörigen der Offiziershochschule „Karl Liebknecht" der Volksmarine und vielen Bürgern der Stadt.

Gegenseitige Flottenbesuche – so lag zum Beispiel das Küstenschutzschiff der Volksmarine „Berlin – Hauptstadt der DDR" an einem Kai des Hafens von Helsinki –, aber auch Informationsreisen von Militärdelegationen beider Länder sind Ausdruck guter, nun schon traditionsreicher Kontakte zwischen den finnischen Verteidigungskräften und der Nationalen Volksarmee. Sie basieren auf den vom Geist der friedlichen Koexistenz geprägten Beziehungen unserer Länder und tragen auf ihre Weise dazu bei, daß der Frieden in Europa gesichert wird.

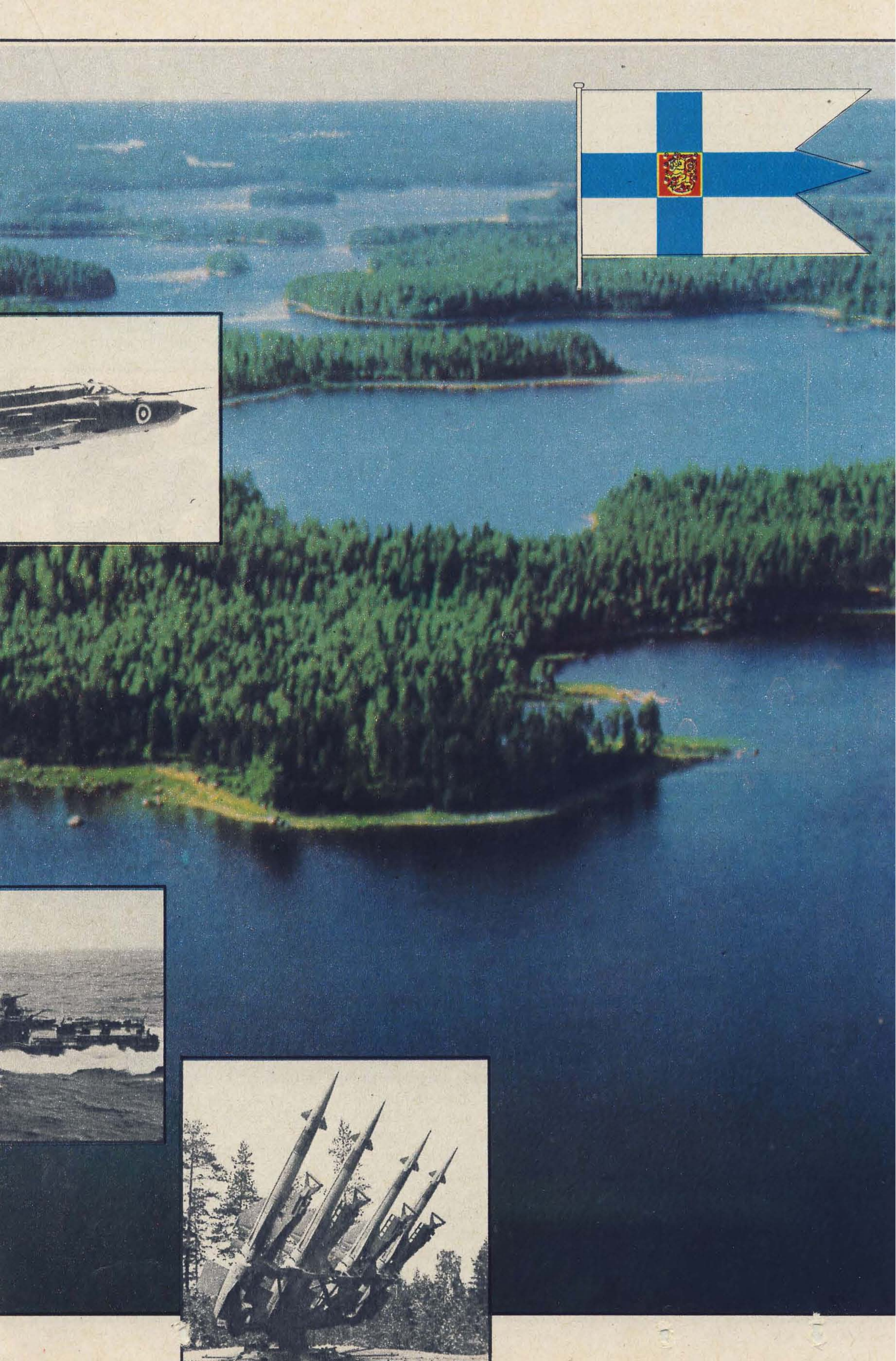
Seitdem im zweiten Jahrhundert nach der Zeitenwende ihre Vorfahren aus den Weiten des Ostens in das Gebiet des heutigen Finnlands einwanderten, haben Finnen sehr oft, gewollt oder ungewollt, zu den Waffen gegriffen. Als sich Schweden im 13. Jahrhundert anschickte, die zentralen finnischen Siedlungsgebiete zu unterwerfen, erhob sich im Jahre 1237 der dort ansässige Volksstamm der Hämälaiset – auch Tavasten genannt – zu einem großen Aufstand. Ende des 16. Jahrhunderts wurde das Aufbegehren der feudal unterdrückten Landbevölkerung im sogenannten Keulenkrieg zum größten Bauernaufstand der finnischen Geschichte. Im Dreißigjährigen Krieg gehörten die finnischen Reiter des schwedischen Heeres zu den gefürchtetsten Kämpfern; man nannte sie nach ihrem Schlachtruf „Hakkaa päälle!" – Haut drauf! – Hakkapeeliitta. 1788 reagierten 113 finnische Offiziere auf den Beginn eines neuen Krieges gegen Rußland mit der Bildung des patriotischen Anjalabundes. Diese Vereinigung erstrebte Frieden mit dem Zarenreich und mit dessen Hilfe die Befreiung Finnlands von der schwedischen Herrschaft. Im Jahre 1809 als autonomes Großherzogtum Bestandteil des Russischen Reiches geworden, hatte sich das finnische Volk fortan eines neuen Unterdrückers zu erwehren. Ende des 19. Jahrhunderts entwikkelte sich eine breite nationale Befreiungsbewegung. Wie ihre russischen Klassenbrüder gingen 1905 und 1917 auch finnische Arbeiter und Bauern als Rotgardisten auf die Barrikaden. Der Rote Oktober brachte Finnland die lang ersehnte Unabhängigkeit. Am 31. Dezember 1917 wurde das vom Rat der Volkskommissare der jungen Sowjetmacht feierlich bekräftigt.







Kampftechnik der finnischen Streitkräfte: MiG-21bis – T-55 – Schnellboot-Klasse Helsinki – Fla-Lenkwaffe SA-3



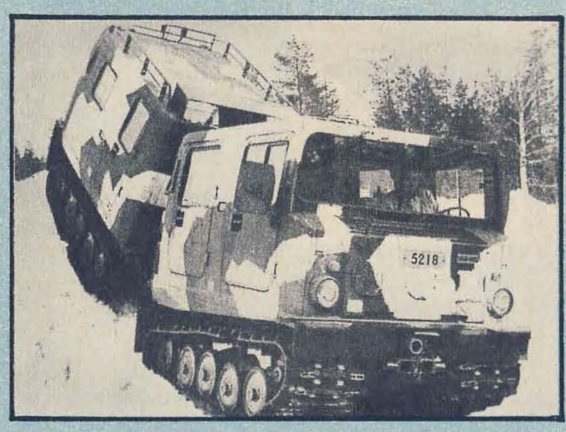
In den erbittert geführten militärischen Auseinandersetzungen über den künftigen Entwicklungsweg des Landes, die 1918 mit einem Sieg der von deutschen Truppen unterstützten finnischen Bourgeoisie endeten, ließen Zehntausende von Finnen ihr Leben. Es begann eine Zeit, in der Finnlands herrschende Kreise ihr Land in ein imperialistisches Aufmarschgebiet gegen den Sowjetstaat verwandelten. Finnische Soldaten nahmen an den Interventionskriegen teil, und trotz eines 1932 mit der UdSSR abgeschlossenen Nichtangriffspaktes konzentrierte die Regierung in Helsinki Ende der dreißiger Jahre in provokatorischer Weise Truppen an der Grenze zur Sowjetunion. Leningrad, nur dreißig Kilometer entfernt, war unmittelbar bedroht. Nach dem Grenzzwischenfall bei Mainila am 26. November 1939, bei dem mehrere sowjetische Soldaten den Tod fanden, brach der sogenannte Winterkrieg aus. Im März 1940 endete er mit einer Niederlage Finnlands.

Der danach abgeschlossene Friedensvertrag wurde von reaktionären finnischen Militärs, von denen übrigens nicht wenige in den Kriegsschulen des deutschen Imperialismus ausgebildet worden waren, bald darauf gebrochen. Die finnische Armee beteiligte sich an der Seite der ins Land gerufenen deutschen Wehrmacht am faschistischen Überfall auf die Sowjetunion. Nach langen, blutigen Kämpfen war Finnland im September 1944 gezwungen, in Moskau um Frieden zu bitten und ein Waffenstillstandsabkommen zu unterzeichnen. Vielen Finnen erschien damals die militärische Niederlage als nationale Katastrophe. Sie wurde jedoch zum Anfang des Neubeginns.

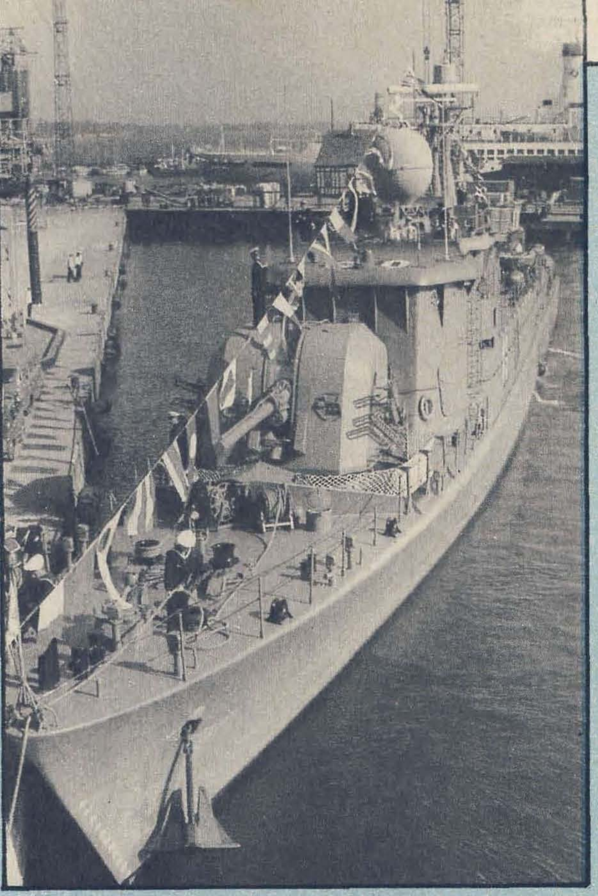
Ende 1954 brachte der große finnische Verlag Werner Söderström einen Roman auf den Markt, der bald darauf zum Bestseller wurde. Nur die Bibel und das evangelische Gesangbuch haben in Finnland bisher höhere Auflagen erzielt. Der seinerzeit 34jährige Schriftsteller Väinö Linna hatte in seinem Werk, dem er den Titel „Der unbekannte Soldat" gab, erstmals in der finnischen Literatur genau die Gefühle der Menschen beschrieben, für die im Herbst 1944 eine Welt zusammengebrochen war. Unbarmherzig war er mit den nationalistischen Phrasen ins Gericht gegangen, mit denen die Herrschenden die finnische Jugend in den Tod gejagt hatten, und zutiefst bewegend war von ihm auch die Verzweiflung der Überlebenden geschildert worden.

Doch Väinö Linna erblickte inmitten der Verzweiflung der Verführten auch die aus mühsam gewonnener Erkenntnis keimende Hoffnung. Romangestalten wie der Leutnant Vilho Koskela, Sohn eines ehemaligen Rotgardisten, lassen in ihrer Ablehnung verlogenen nationalistischen Geredes erkennen, daß sie einen wahrhaften Patriotismus verfechten und für ein Finnland eintreten, dessen Soldaten sich ihres Vaterlandes nicht zu schämen brauchen.

Die bitteren Erfahrungen aus dem gescheiterten Kriegsabenteuer führten in Finnland zu einer entscheidenden Wende. Verantwortungsbewußte Politiker wie Juho Kusti Paasikivi und Urho Kaleva Kekkonen bewirkten eine grundlegende Neugestaltung des finnischen Verhältnisses zur Sowjetunion und verhinderten die Einbeziehung ihres Landes in imperialistische Paktsysteme. Finnland wurde zu einem Staat, der initiativreich für Frieden, Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa eintritt, und dies prägt auch das Antlitz seiner Streitkräfte. Wenn sie heute ausschließlich der Landesverteidigung dienen, so ist das nicht nur eine Folge des Pariser Friedensvertrages von 1947, demzufolge „die Aufgaben der Land-, See- und Luftstreitkräfte sowie der Befestigungen Finnlands ausdrücklich auf die innere Sicherung und den Grenzschutz beschränkt" wurden. Diese Entwicklung ist vor allem ein Ergebnis des nach dem zweiten Weltkrieg zur Grundlage der finnischen Außenpolitik gewordenen Bekenntnisses zu freundschaftlichen Beziehungen mit allen Völkern, nicht zuletzt zum sowjetischen Nachbarn. Das zeigt sich auch darin, daß die Finnland in Paris zugebilligte Stärke seiner Streitkräfte von 41 900 Mann (Heer einschließlich Luftabwehr und Grenztruppen 34 400, Marine 4 500 und Luftstreitkräfte 3 000) eingehalten wird. Im Jahre 1984 zählten von den rund fünf Millionen Bürgern der Republik Finnland das Heer 30 900 Mann, die Marine 2700 und die Luftstreitkräfte 2 900. Dazu kommen die dem Innenminister unterstehende Küstenwache mit 600 und der Grenzschutz mit 3 500 Mann. Unter den Angehörigen der Streitkräfte befanden sich 25 000 Wehrpflichtige, die in Friedenszeiten grundsätzlich nach Vollendung des 20. Lebensjahres eingezogen wer-



Kettenfahrzeug Bv 206 (schwedisch) – General A. E. Martola, 1966–1969 Oberbefehlshaber der UNO-Streitkräfte auf Zypern, im Kreise seiner Offiziere – Infanterie-Schulschießen – Korvette „Turunmaa" in Stralsund 1986







den, bei freiwilliger Meldung aber schon im Alter von 17 Jahren ihren Dienst antreten können. Die aktive Dienstzeit beträgt generell 240 Tage, für Wehrpflichtige jedoch, die zu Offizieren und Unteroffizieren sowie für bestimmte technische Laufbahnen ausgebildet werden, 330 Tage. Frauen sind nicht wehrdienstpflichtig. Die Mobilisierungsstärke erreicht rund 700000 Mann.

Im Friedensvertrag von Paris hat sich Finnland verpflichtet, auf einige Waffenarten und -systeme zu verzichten, darunter Kernwaffen, Raketen, U-Boote und primär als Bomber ausgelegte Kampfflugzeuge. Infolge der Weiterentwicklung der militärischen Kampftechnik sind jene Bedingungen unterdes zwar modifiziert worden, blieben aber in ihren Grundzügen – dem Verzicht auf ausgesprochene Offensivwaffen – erhalten.

Die finnischen Landstreitkräfte gliedern sich heute in eine Panzerbrigade, sieben Infanteriebrigaden, jeweils zwei Feld- und Küstenartillerieregimenter, insgesamt zehn selbständige Bataillone Infanterie und Artillerie, ein Luftabwehrregiment, zu dem ein Fla-Raketenbataillon gehört, fünf selbständige Flakbataillone sowie Pionier- und Fernmeldeeinheiten. Die Ausrüstung besteht überwiegend aus Waffen sowjetischer Produktion. Dazu gehören Panzer der Typen T-54, T-55 und T-72, BMP-1-Schützenpanzer, Kanonen der Kaliber 105 und 122 Millimeter, Haubitzen bis zum Kaliber 155, rückstoßfreie Geschütze, Fla-SFL und Panzerabwehrlenkwaffen.

Auch die Luftstreitkräfte, die neben einer Transportstaffel, einer Umschulungseinheit, einer Hubschrauberflugrotte, rund 70 Ausbildungsmaschinen und etwa 15 Verbindungsflugzeugen drei Jagdstaffeln mit mehr als 75 Kampfflugzeugen umfassen, sind zum großen Teil mit Maschinen sowjetischer Herkunft ausgerüstet. Neben MiG-21 werden schwedische Kampfflugzeuge des Typs J-35 Draken sowie britische Strahltrainer Hawk geflogen. Zur Marine zählen Korvetten, Raketen- und Kanonenschnellboote, Wachschiffe, Minenleger und -räumer, Transport- und andere Unterstützungsschiffe sowie ein Schulschiff. Viele der Einheiten sind auf den traditionsreichen finnischen Werften gebaut worden.

An den langen Seegrenzen mit ihren rund 30000 Inseln operiert die Küstenwache. Sie verfügt über rund 50 Wachboote unterschiedlicher Größe, Flugzeuge und Hubschrauber. Eine Besonderheit der finnischen Streitkräfte ist eine ständige Bereitschaftsgruppe. Sie ist geschaffen worden, um in kürzester Zeit als Friedenstruppe der Vereinten Nationen eingesetzt werden zu können. Finnland hat seit dem Jahre 1956 schon oft Soldaten unter der blauen UNO-Flagge in Krisengebiete entsandt, so unter anderem an den Suezkanal, an die nach dem Kaschmirkonflikt festgelegten Waffenstillstandslinien und nach Zypern. Finnische Generäle wie A. E. Martola und E. Siilasvuo waren zeitweilig Oberkommandierende regional eingesetzter Truppen der Vereinten Nationen. Auch dieses Engagement verdeutlicht, daß die finnischen Streitkräfte einer Politik der Friedenssicherung verpflichtet sind.

Text: Hans Dieter Bräuer
Bild: ADN-ZB (1), Archiv

MiG-29

Vor fast genau einem Jahr, Anfang Juli 1986, landeten auf dem finnischen Militärflugplatz Rissala sechs MiG-29. Die sowjetischen Flugzeugführer erwiderten damit einen Besuch des finnischen Geschwaders Karjala in der UdSSR; mit großem Können demonstrierten sie die guten Manövriereigenschaften ihrer neuen Kampfflugzeuge, bevor sie die Maschinen sicher auf die Betonpiste setzten. Die MiG-29, ihre Flugeigenschaften und bestimmte Kon-



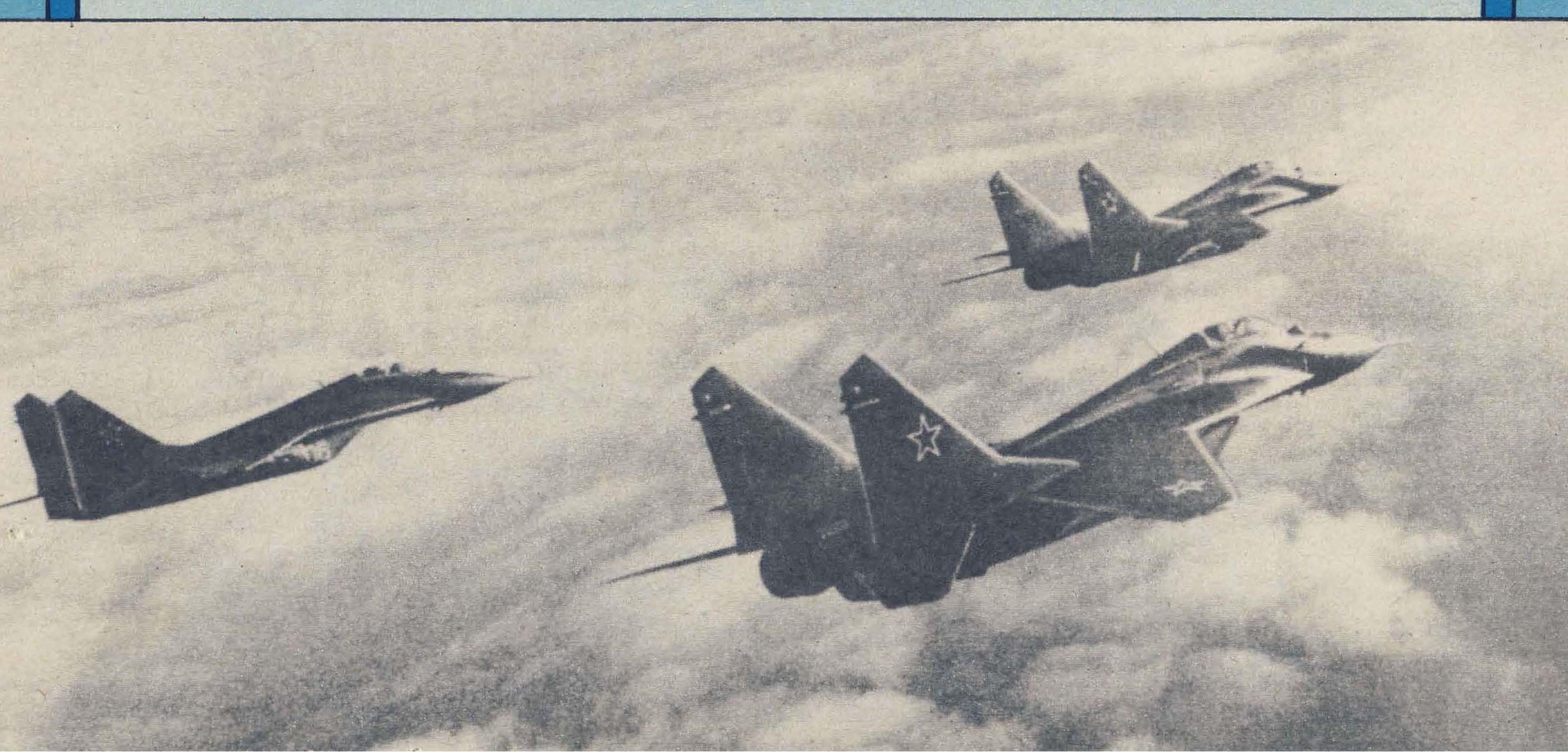


struktionsmerkmale, fanden nicht nur bei den finnischen Gastgebern, sondern auch in der internationalen Fachpresse große Beachtung.

So schrieb die in Genf erscheinende Luftfahrtzeitschrift „Interavia": „Die Bedeutung der MiG-29 liegt in ihrer Herkunft. Mit diesem Muster hält das MiG-Konstruktionsbüro seine führende Stellung auf dem Sektor der taktischen sowjetischen Jagdflugzeuge und setzt damit die Tradition der MiG-15, MiG-17, MiG-19, MiG-21 und MiG-23 fort." Die Luftkampfparameter der MiG-29 – Verhältnis zwischen Masse und Schub mit und ohne Nachbrenner, Flächenbelastung und Spannweitenbelastung – seien nicht schlechter und in vielen Fällen sogar besser als bei den meisten anderen Jagdflugzeugen. Und: „Trotz ihrer mechanischen Flugsteuerung dürfte die MiG-29 mit ihrer großen Flügelfläche und ihren leichten

Triebwerken mit hohem Nachbrennerschub im Kurvenkampf mit jedem Gegner mithalten können." Die Kombination aus Grenzschichtzäunen und einem hochwirksamen Regelsystem gewährleiste, daß das Flugzeug auch bei hohen Anstellwinkeln gut steuerbar bleibe.

Die „Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift" (ASMZ) meinte, das jüngste der sowjetischen Hochleistungskampfflugzeuge sei westlichen Maschinen auf allen Gebieten ebenbürtig. Die Elektronik sei fortgeschritten und die Maschine mit einem Multifunktionsradar ausgerüstet. Dank dessen könne die MiG-29 sowohl tieffliegende Marschflugkörper und Angriffsflugzeuge als auch hoch fliegende Ziele bekämpfen. Aus konstruktiver Sicht fand die ASMZ bemerkenswert, wie aerodynamische Erkenntnisse technologisch umgesetzt wurden: zum Beispiel „die weit voneinander gespreizten und



ganz an das Rumpfende verlegten Seitenleitwerke, die so dem Einfluß von störenden Wirbelströmungen entgehen, oder die direkt an der Rumpfunterseite angebrachten, weit geöffneten Triebwerkseinlässe, die ein ungehindertes Einströmen großer Luftmengen ermöglichen". Bei Bedarf könne die MiG-29 auch von behelfsmäßigen Start- und Landebahnen operieren. Das sei möglich, weil die Maschine mit einem robusten Fahrgestell und großen Rädern ausgerüstet sei, „die auch ein Rollen auf ungenügend verdichtetem Naturbelag erlauben, oder durch Schließen der weiten Triebwerkseinlässe, damit keine Gegenstände in den Turbinenteil gesaugt werden". Damit die Triebwerke beim Rollen auf Behelfsbahnen dennoch genügend Luft bekommen, sei das Flugzeug auf der Rumpfoberseite mit Ansaugschlitzen versehen.

Zu Fahrwerkskonstruktion und Hilfslufteinlaufsystem schrieb „Interavia": „Die Fahrwerksbeine werden nach vorn und etwas nach innen eingezogen, während sich die Räder um knapp 90 Grad in die Flügelebene drehen und über den Triebwerksgondeln zu liegen kommen." Besonders bemerkenswert sei aber das Hilfslufteinlaufsystem: „Beim Rollen am Boden werden die Lufteinlaufklappen soweit ausgefahren, daß die Lufteinläufe mit Ausnahme von drei schmalen Schlitzen an jeder Unterkante vollständig geschlossen sind. Gleichzeitig öffnen sich fünf größere Schlitze in Verbindung mit drei kleinen Zusatzluftklappen auf der Oberseite der Rumpfflossen."



Den erwähnten Quellen entnahmen wir folgende geschätzte taktisch-technische Daten für die MiG-29:

Leermasse	10 000 kg
Startmasse	15 200 kg
Länge	18,3 m
Höhe	4,95 m
Spannweite	12,0 m
Flügelfläche	43,5 m²
Antrieb	2 Mantelstrom-TW Tumanski R-33D
Schub o. NB	49 kN
m. NB	81 kN
Höchstgeschwindigkeit	2 450 km/h
Steigleistung	250 m/s
Aktionsradius	370 km
Besatzung	1 Mann

Die großen Rumpfflossen der MiG-29 beginnen noch vor der Kabine und gehen mit einem Pfeilwinkel von 90 Grad in die Flügelvorderkante über. Diese Konfiguration gewährleiste fast optimale Flugeigenschaften bei hohen Anstellwinkeln im Unterschallbereich, wie guten Auftrieb, geringen Widerstand, hohe Seitenstabilität.

Über die Zweckbestimmung dieser MiG aus der neuen sowjetischen Kampfflugzeuggeneration schlußfolgert der „Interavia"-Autor: „Offenbar spielten Nutzlast und Reichweite keine vorrangige Rolle bei der Auslegung der MiG-29, die demnach als taktischer Abfangjäger konzipiert ist. Mit ihrer hohen Beschleunigung, Steigleistung und Fluggeschwindigkeit vermag sie bei einem Alarmstart den Abfangpunkt in kürzestmöglicher Zeit zu erreichen. Sie verfügt über das Potential zur Bekämpfung tieffliegender Ziele und über eine ausreichende Wendigkeit, um es mit dem gegnerischen Jagdschutz aufnehmen zu können."

Text: Ferdinand Ullrich
Bild: Archiv



Zur 750-Jahr-Feier der Hauptstadt unserer Republik befragte AR prominente und (noch) unbekannte Berliner, warum sie aus vollem Herzen bekennen:

Berlin-

Erhard Krack, Oberbürgermeister von Berlin

750 Jahre ist unsere Stadt alt – ein schönes Alter. Ja, Berlin hat eine reiche Geschichte, mit unzähligen Höhen und Tiefen. Wenn man sie überblickt, dann kann man mit Freude und Genugtuung feststellen, daß Berlins 750-Jahr-Feier in eine glückliche Zeit der Stadtentwicklung fällt. In vieler Hinsicht erlebt unser Berlin jetzt seine bisher besten Jahre. Die besten Jahre deshalb, weil es Jahre des Friedens sind. Das siebenhundertfünfzigste Jahr Berlins ist zugleich das zweiundvierzigste Jahr europäischen Friedens, der mit der Kraft des Sozialismus gesichert wurde und weiter gesichert wird. Berlin feiert sein Jubiläum als eine weltweit geachtete Stadt des Friedens.

Seine 750 Jahre sieht man ihr dank des Fleißes und Könnens unserer Bauleute und aller Werktätigen nicht an. Wohl aber merkt jeder, hier ist eine Stadt für die Menschen entstanden, in der sie sicher und geborgen leben, in der sie ihrer friedlichen Arbeit nachgehen. Daß sie dies können, dafür stehen nicht zuletzt unsere Söhne im Waffenrock mit ein.

Berlin verändert sich ständig, wird immer schöner. Für fast 900 000 Menschen – das sind drei Viertel der Berliner Bevölkerung – verbesserten sich in reichlich anderthalb Jahrzehnten die Wohnbedingungen grund-

meine Liebe





legend. Neubauten von traditioneller Schönheit schmücken Straßen und Plätze und Viertel mit originalem Kolorit. Die Wiege Berlins, das Nikolaiviertel, das ein breites Stück Stadtgeschichte widerspiegelt, entstand neu. Noch vieles ließe sich aufzählen, was Berlin liebenswert und attraktiv macht. „Berlin – meine Liebe", sie gehört vor allem den Berlinern, die mit großem Engagement ihre Stadt immer schöner gestalten, sie hegen und pflegen. Und die mit ihrem sprichwörtlichen Humor, mit ihren hellen Köpfen und ihrer weltoffenen Freundlichkeit bereits hinlänglich bewiesen haben, daß sie stets ideenreiche und liebenswerte Gastgeber sind.



Bernd Szmais
Schichtführer beim Montagebau in Berlin-Hellersdorf

Meine Kollegen und ich kommen aus Görlitz. Wir haben in der Frankfurter Allee am S-Bahnhof und in der Dimitroffstraße Ecke Prenzlauer Allee gebaut. Seit Oktober vorigen Jahres errichten wir hier draußen, „auf der Wiese", Wohnhäuser. Ich finde es

Agnes Kraus
Schauspielerin

Berlin ist meine Heimatstadt. Ich wurde mit Spreewasser getauft. Hier wuchs ich auf, ging zur Schule, erhielt meine Ausbildung als Schauspielerin. Ich gehörte zu den letzten Schülern von Leopold Jeßner, Regisseur und Leiter des Staatsthea-



Ilona Briesenick
Olympia-Siegerin im Kugelstoßen 1980, Sportclub Dynamo

An Berlin hänge ich sehr und könnte mir nicht vorstellen, in einer anderen Stadt zu leben. Hier habe ich die Kinder- und Jugendsportschule besucht, an der Fachschule den Beruf einer Kindergärtnerin erlernt. Hier habe ich geheiratet, mein Mann ist Nachwuchstrainer bei Dynamo. Hier wurde unsere Tochter Sara geboren, eine waschechte Spreeathenerin also, die vielleicht einmal in unsere sportlichen Fußstapfen tritt. Aber nicht nur dem Sport gehört mein Herz. Theater, Film, kulturelle Erlebnisse aller Art, die Berlin in so großer Fülle bietet, interessieren mich ebenso. Ich bummele gern mit meinem Mann durch die Straßen und lasse mich vom Fluidum der reizvollen Gaststätten anlocken. Schön ist unsere Stadt geworden, der ja in ihrer Geschichte nichts geschenkt wurde. Um so mehr freue ich mich, wie da in gelungener Harmonie alte und neue Architektur miteinander verwoben wird. Ich lese und



schon richtig, daß die Hauptstadt der Republik besonders attraktiv wird. Damit hätte man schon viel eher beginnen sollen. Es gibt noch 'ne Menge zu tun. Im Stadtbezirk Prenzlauer Berg sind noch viele Ecken überholungsbedürftig. Klar ist auch, daß so eine Millionenstadt großen Bedarf an Wohnungen hat. Für uns ist es natürlich auch nicht so einfach, hier in Berlin zu arbeiten, während die Familie zu Hause wartet. Meine Frau ist Krankenschwester. So wie die Frauen der anderen Kollegen, war auch sie mit dem Getrenntsein zunächst mal gar nicht einverstanden. Jetzt, nach zwei Jahren, hat sie sich schon ein bißchen daran gewöhnt. Ich kannte Berlin kaum, als ich hierher kam. Inzwischen ist mir die Stadt vertrauter geworden. Ich kenne die Museen, den Tierpark, die Sternwarte und eine Menge mehr. Meine Kollegen und ich gehen, so oft wir können, ins Sport- und Erholungszentrum. Meine Frau hat mich mehrmals an den Wochenenden hier in Berlin besucht. Da haben wir die Stadt gemeinsam für uns entdeckt. Jetzt ist das allerdings nicht mehr so leicht möglich, denn vor fünf Monaten wurde unser Sohn Björn geboren. Nun zieht es mich doppelt stark wieder zurück nach Görlitz, bei aller Liebe zu Berlin!

ters. Verpönt als Jude und Sozialdemokrat, mußte er 1933 Deutschland verlassen. Seine Schüler, also auch ich, wurden verfemt. Ich konnte nur im erzgebirgischen Annaberg ein Engagement bekommen. Aber Berlin war mein Zuhause, es zog mich hierher. Schließlich gelang es, an der Berliner Volksbühne wenigstens mit kleinen Rollen bedacht zu werden. In den schlimmen Kriegsjahren mußte ich erleben, wie meine Stadt, die ich liebe, unter dem Bombenhagel in Schutt und Asche versank und die Theater in Flammen aufgingen. Traurig und unglücklich standen wir im Mai 1945 da. Die Stadt schien für immer tot. Doch langsam regte sich wieder das Leben. Schwer war der Neubeginn. Die Menschen tasteten nach Auswegen, brauchten Mut, lechzten nach etwas Frohsinn. Da konnte die Schauspielkunst auf ihre Weise mithelfen. Ich ging zum Brecht-Theater. Zweiundzwanzig Jahre stand ich auf dieser Bühne. Dann spielte ich im Fernsehen. Immer wollte ich den Menschen Freude geben, sie mit Lachen beschenken. Und da mich die Zuschauer achtmal zum Fernsehliebling wählten, scheint mir, daß sie mich wohl gut leiden können. Unser Berlin, das nicht unterzukriegen ist, das ist heute eine wunderschöne Stadt, die mir sehr gefällt.



besitze viele Bücher über Architektur. Schinkel ist mein Favorit. Viele seiner schönsten Bauten kann man ja in Berlin bewundern. Es war immer mein Wunsch, mitten im Zentrum Berlins zu wohnen. Er ging in Erfüllung – ich wohne fast auf dem Alex! Als Abgeordnete der Berliner Stadtverordnetenversammlung, tätig in der Kommission Volksbildung, geht mir natürlich oft durch den Kopf, was noch zu verbessern ist. Dabei denke ich vor allem an unsere jüngsten Bürger. Durch den Sport lerne ich viele Hauptstädte in aller Welt kennen. Außer in Australien bin ich schon auf allen Kontinenten gestartet. Es ist meine stille Hoffnung, in diesem Jahr bei den Weltmeisterschaften in Rom und im nächsten bei der Olympiade in Seoul mit dabei zu sein. Aber wo auch immer ich war – Berlin gehört meine Liebe.

Hauptmann Helmut Meinecke Kompaniechef im Truppenteil „Ho Chi Minh" der Grenztruppen der DDR

Kennen lernten wir uns beim Tanz in der „Hafenbar". Heute, nach zwei Jahren, haben wir nun hier im schönen Roten Rathaus geheiratet. Gabriele ist eine waschechte Berlinerin. Am Rosenthaler Platz wuchs sie auf. Sie arbeitet in der Ackerhalle als Fachverkäuferin für Wurst- und Fleischwaren, also mitten im alten Berlin, das wir beide sehr mögen. Die Stadt hat uns viel zu bieten. In den Tierpark gehen wir oft.



André Herzberg Sänger von „PANKOW"

Ich bin Berliner und stehe dazu. Für mich ist nur ein Leben in dieser Großstadt denkbar, und da mag ich selbst die Hektik, die Anonymität. Hier kann man auch mal einfach wegtauchen unter die Leute, sie beobachten, hinhören. Die Berliner in ihrer schnoddrigen Art kann ich unheimlich gut leiden. Die Lieder, die wir spielen, die Texte, die ich singe, handeln oft vom Leben der Großstadt. Wir benutzen die Sprache unserer Stadt, wenn auch nicht das Berlinische, so doch das Rotzige, Provokative. Sicher, mit einem Lied kann man nicht gleich Bäume ausreißen. Aber wir können die Leute vielleicht auf etwas aufmerksam machen, können Mut wecken zum Verändern. Berlin ist eine Stadt, aus der uns immer wieder neue künstlerische Ideen zufließen. Wir sind viel auf Tournee, reisen durch die ganze DDR, waren in der Sowjetunion, in Polen, Holland, Westberlin und der BRD. Demnächst werden wir in Finnland, Großbritannien und Österreich gastieren. Überall vertreten wir unser Berlin. Die meisten Anhänger haben wir hier, wo die Leute nicht so rasch wie anderswo in ihre Ehehäfen einlaufen und sich zumachen für kulturelle Dinge. Rund fünftausend Leute strömen jedes Jahr zu unserem Sommerkonzert im Friedrichshain. Und wenn

Oberst Lothar Otto Kommandeur des Wachregiments „Friedrich Engels" der NVA

Vor fünfundzwanzig Jahren, am 1. Mai, war ich erster Wachhabender der Ehrenwache beim ersten Wachaufzug hier vor der Neuen Wache. Damals zeigte sich die Straße Unter den Linden



noch schwer gezeichnet von den Folgen des Krieges. Weit schweifte der Blick über Ruinen und kahle Flächen. Doch Stück für Stück schufen die Berliner ihre schönste Straße aus Schutt und Asche neu. Tagtäglich waren wir unmittelbare Zeugen des Wieder- und Neuaufbaus, der sich bis heute fortsetzt. Die »Linden« sind Spiegelbild der vielen Veränderungen und Verschönerungen überall

Von den Theatern hat es uns zur Zeit besonders die Volksbühne angetan. Natürlich waren wir auch schon im neuen Friedrichstadtpalast und in der Kleinen Revue. Sehr gerne gehen wir tanzen und halten da aus einleuchtenden Gründen der „Hafenbar" die Treue. Viel tut sich in unserer Stadt. Es ist verblüffend, aber jeden Tag entsteht etwas Neues. Einfach rasant, das Bautempo, zu unserer Freude: Vier Tage vor der Hochzeit konnten wir in eine Zwei-Raum-Wohnung einziehen. Das ist sehr wichtig, denn ein kleiner Berliner hat sich bereits angemeldet und wird bald unsere Zweisamkeit in eine komplette Familie umwandeln. Ich bin nur Wahlberliner, komme aus Burg bei Magdeburg. Meine Aufgaben als Offizier führten mich in die Hauptstadt. Sie ist eine weltoffene Stadt, die nicht nur viele Touristen anlockt. Längst ist sie ein wichtiger internationaler Gesprächsort geworden, für Politiker, Wirtschaftsfachleute, Wissenschaftler, Künstler. Aber diese Stadt hat auch eine Besonderheit, die gerade uns Grenzsoldaten viel abverlangt: Hier treffen Sozialismus und Kapitalismus hart aufeinander. Mit großer Besonnenheit versehen darum die Genossen ihren Dienst, um ihren Familien und uns allen den Frieden bewahren zu helfen.





die uns dann sagen, was ihr da bietet, damit können wir was anfangen, weil es uns betrifft – das ist schön.

in unserer Stadt. Aber da sind noch andere Erlebnisse, die uns Angehörige des Wachregiments „Friedrich Engels" deutlich machen, wie die Hauptstadt der DDR immer anziehender wird, anziehender auch auf internationalem Parkett. Vor rund zwanzig Jahren wurde in Schönefeld noch jeder Außenminister mit militärischem Zeremoniell empfangen. Mit der weltweiten Anerkennung unserer Republik bekamen wir zunehmend Beschäftigung! Heute begrüßen wir nur noch die Staatsoberhäupter und Ministerpräsidenten mit militärischem Zeremoniell. Anderenfalls kämen wir wahrscheinlich überhaupt nicht mehr vom Flugplatz herunter. Dem Wachregiment gehöre ich seit seiner Bildung im Jahre 1963 an, habe meinen Dienst all die Jahre in Berlin versehen. In dieser Zeit ist mir die Stadt ans Herz gewachsen, ist mir, dem gebürtigen Plauener, längst Heimatstadt geworden. An der Händel-Oberschule in Friedrichshain legte ich mein Abitur ab. Im Rathaus von Lichtenberg heiratete ich 1964. Meine Frau müht sich seit 1965 als Kindergärtnerin mit den Berliner Gören ab, und sie schafft es wohl auch mit Geschick. Unsere Kinder sind Berliner. Die Tochter arbeitet als Wirtschaftskaufmann. Der Sohn geht noch zur Schule und will Maschinenbauer werden. Er ist ein großer Fußballfan und spielt in Lichtenberg. Meine Familie ist sozusagen mit dem neuen Berlin gewachsen.

Text: Marlies Dieckmann
Bild: Peter Himsel; ADN-ZB


Iwona Niedzielska und Piotr Janczerski

Festival des polnischen Soldatenliedes

Jährliches Liedfestival mit Beteiligung von Gastkünstlern sozialistischer Länder. Seit 1967 in Kolobrzeg. Veranstaltet von den Ministerien für Verteidigung und für Kultur und Kunst der VR Polen, der Stadt Kolobrzeg und der Wojewodschaft Koszalin.

Preise: Goldene und Silberne Ringe in den Kategorien Marschlied und Estradenlied und des Amateurwettbewerbes sowie Sonderpreise des Rundfunks und Fernsehens, der Künstleragentur Pagart, der Schallplattenfirma „Polskie Nagranie“, des Künstlerverbandes, der Militärpresse u. a.

Gesamtauftritte von Solisten des Erich-Weinert-Ensembles und des Zentralen Orchesters der NVA bei früheren Festivals: Angelika Andres, Ilona Becker, Oberleutnant d. R. Jürgen Freier, Stabsfeldwebel d. R. Uwe Jensen, Oberstleutnant Alfons Wolf.

Wie das Militär singt keiner sonst...



„Perle an der Ostsee" wird die polnische Stadt Kolobrzeg genannt. Jährlich erholen sich hier Zehntausende Werktätige in zahlreichen Ferienheimen, modernen Sanatorien und Kureinrichtungen. In Kolobrzeg ruhen aber auch 1 100 polnische Soldaten, die im Frühjahr 1945 für die Befreiung der Stadt ihr Leben gaben. Ein mächtiger Obelisk an den Dünen erinnert daran. Und in der Ostseestadt befindet sich das Polnische Waffenmuseum, nach dem Zentralen Ar-

Andrzej Szajewski und die Gruppe „Arabeske"

meemuseum in Warschau wohl das bedeutendste Militaria-Museum in der uns benachbarten Volksrepublik.

Der Name Kolobrzeg ist aber auch mit einem über die Grenzen Polens bekannt gewordenen Ereignis verknüpft, dem Festival des Soldatenliedes. Eine ganze Woche lang in jedem Jahr vermischt sich das Rauschen des Meeres mit den hellen Tönen der Trompeten, den dumpfen Wirbeln der Trommeln, mit getragenen und spritzigen Melodien, auch mit rockigen Rhythmen.

5000 Zuschauer faßt das weite Rund des Freilichttheaters, das bis auf den letzten Platz gefüllt war, als zu spätabendlicher Stunde Scheinwerfer die große Bühne in gleißendes Licht tauchten. Anläßlich des 20. Soldatenliedfestivals gestaltete sich das Galakonzert zu einem der Höhepunkte. Musikalisch und choreographisch hervorragend inszeniert, wechselten beeindruckende Revuebilder. Militärmusiker des Zentralen Ensembles der Polnischen Armee in bunten Traditionsuniformen, das Ballett mit ausdrucksstarken Tänzen aus dem Soldatenleben der Vergangenheit und Gegenwart. Das Ganze wurde einfühlsam moderiert von einem Conference-Quartett, dem drei attraktive Fernsehansagerinnen sowie der Schauspieler Mikulski (Hauptmann Klos aus der Fernsehserie „Sekunden entscheiden") angehörten. Niemand der 5000 im dichtgedrängten Amphitheater konnte und wollte im Verlauf des über fünfstündigen Programms der blonden Barbara Książkiewicz widersprechen, als sie mit ihrem Lied „Tak jak Wojsko nik nie śpiewa" (Wie das Militär singt keiner sonst) vor das Publikum trat. Der Funke, der zu Beginn auf der Bühne entfacht wurde, sprang auf die Ränge über und schnellte als Feuer des Applauses zurück, forderte die Interpreten wie Halina Frackowiak, Iwona Niedzielska, Jacek Lech oder die ČSSR-Gastsängerin Jitka Zelenkova zu immer neuen Zugaben heraus. „Zolnierz z nieba" (Der Soldat vom Himmel) besang Agata Kryszak die Fallschirmjäger, während Bogumil Kladkowski mit „Takiemu to dobrze" (So einer hat's gut) den Gedanken eines Soldaten wiedergab, der seinen Unteroffizier mit einem Mädchen spazierengehen sieht. Den gleichen Gedanken hat der Unteroffizier über seinen Hauptmann, und dieser denkt ebenso, als er den General







im Auto vorüberfahren sieht. Auch der General hat diesen Gedanken, wenn er den Unteroffizier und dessen Mädchen überholt.

Und als dann zu morgendlicher Stunde die Scheinwerfer verloschen, waren viele bekannte und neue Soldatenlieder erklungen, dargeboten von Interpreten, die in dieser Woche auch mit den begehrten Auszeichnungen des Festivals, den Goldenen und den Silbernen Ringen, geehrt wurden.

Daß nach vielen dieser Titel auch marschiert werden kann, bewiesen am darauffolgenden Tag Marschkompanien der verschiedensten Teilstreitkräfte und Waffengattungen der Polnischen Armee bei der Parade des Soldatenliedes im Zentrum der Stadt.

Begeistert beklatscht von Tausenden Menschen an den Straßenrändern, vorbei an der sachkundigen Jury, defilierten die Einheiten. Eine Ehrenparade könnte nicht exakter verlaufen, doch hier wurde gesungen.

Für mich war die Begeisterung, die von diesem Festival ausging, ein Grund, mich zu fragen: Warum fällt es unseren polnischen Waffenbrüdern so leicht, in der Kaserne und auf den Straßen zu singen? – Ja, in der Polnischen Armee wird viel gesungen – und sogar gern. Dazu trägt nicht zuletzt das jährliche Festival des Soldatenliedes bei, für das immer neue Titel geschrieben und komponiert werden. Die Soldatenthematik hat im polnischen Liedgut tiefe und feste Wurzeln. Der Schutz des Vaterlandes, der anstrengende Dienst, die Sehnsucht nach dem geliebten Mädchen sind Themen, die im Marschlied oder im Schlager eine Resonanz finden, die in jedem Jahr erneut viele Menschen jeden Alters in die Stadt an der Ostsee zieht. Von den bekanntesten Interpreten der Schlagerszene, aber auch der Opernbühnen dargeboten, über Fernsehen und Rundfunk, Schallplatten und Kassetten verbreitet, gelangen die Soldatenlieder ins ganze Land.

Oberstleutnant
Wolfram Rothe

Bild: Jan Bogacz (4)
Tadeusz Szepaniak (3)
Wolfram Rothe (1)



Die Gruppe „Babsztyl"



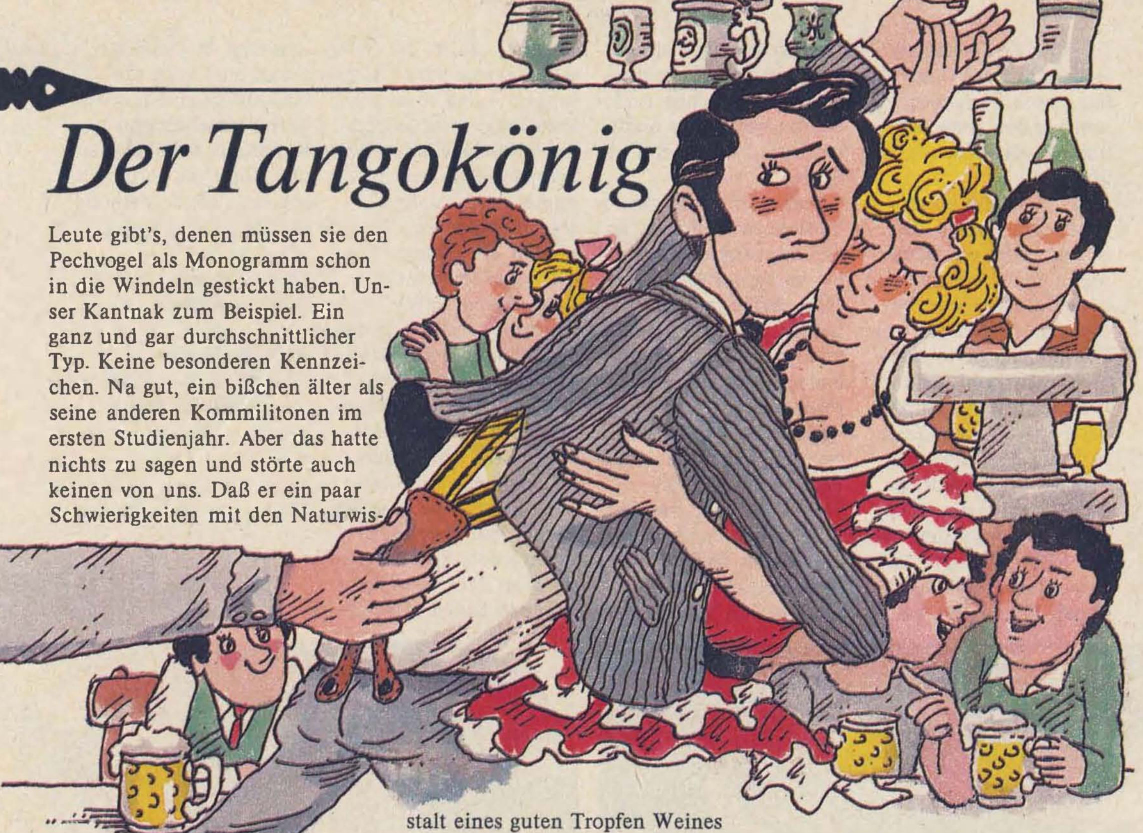
Irena Woźniacka



Festivalkarneval in Kołobrzegs Straßen

Der Tangokönig

Leute gibt's, denen müssen sie den Pechvogel als Monogramm schon in die Windeln gestickt haben. Unser Kantnak zum Beispiel. Ein ganz und gar durchschnittlicher Typ. Keine besonderen Kennzeichen. Na gut, ein bißchen älter als seine anderen Kommilitonen im ersten Studienjahr. Aber das hatte nichts zu sagen und störte auch keinen von uns. Daß er ein paar Schwierigkeiten mit den Naturwissenschaften hatte zum Anfang, war ebenfalls nicht problematisch. Schließlich sollte er Bürgermeister werden, nicht Nobelpreisträger für Mathematik oder Physik.



Wenn uns überhaupt etwas aufstieß an unserem Freund, dann vielleicht sein geradezu penetranter Hang zur Präzision, sein bisweilen schon nörglerisches Eintreten für Ruhe und Sicherheit. Der hat es fertig bekommen, die weiße Kreide im Hörsaal auf Kante zu legen und die bunte nach Spektralfarben zu ordnen. Im Internat hat er abends um zehne auf einer Trillerpfeife eine kleine Nachtmusik intoniert. Sollte bedeuten: Ruhe im Schiff. Stammte noch aus seiner Volksmarinezeit, der Flitz. Publikumsliebling konnte er damit nicht werden. Trotzdem pfiff er. Sonst war er normal. Mit dem schönen Bruder Alkohol stand er auf gutem Fuß. Das heißt, er verachtete ihn nicht, wenn er in Gestalt eines guten Tropfen Weines seinen Weg kreuzte. Für Musik konnte er sich begeistern. Mehrstimmigen Männerchor zum Beispiel mochte er sehr. Dafür tanzte er nicht so gern. Das heißt, eigentlich doch, aber eben nur Walzer. Oder Tango. Damit irritierte er auch die gutwilligsten Mädels auf den Tanzböden, die unserer Mark-Lage entsprachen. Richtig Tango spielten sie nur im „Schwan" oder in der „Rhinozeros-Bar". Und da gab es nach Kantnaks Meinung auch die richtigen Partnerinnen für Tango. Mit schwingenden Kleidern und Röcken. Keine Zickendrähte in Jeans. Uns konnte er nicht überzeugen, wir hatten da nichts verloren. War uns auch am Stiptag einfach viel zu teuer in den vornehmen Läden. Wir fühlten uns am wohlsten, wenn wir in den Mensakeller abtauchen konnten in unseren Lieblingsklamotten. Hat Kantnak übrigens nie getragen, diese Jeans-Uniform. Dafür hatte er solche starken Wahnsinnshosen und Jacken aus den frühen Siebzigern an. Noch mit Schlag und Krempe am Hosenbein, Riesenrevers am Sakko und Hosenträger. Hosenträger! Nicht als Gag, richtige funktionierende Haltestrippen, schön wellig und ausgefranst im Verstellbereich.

Wie gesagt, manche seiner Aktionen waren ein wenig vom Pech des Unverständnisses verfolgt. Aber wir haben uns ganz schnell an seine Marotten gewöhnt. War halt ordnungsliebend und sparsam, der Junge. Aber man konnte ihn auch anpumpen, und er kam uns – das spielte schon eine Rolle – bei den einheimischen jungen Damen wie bei unseren Kommilitoninnen nicht ins Gehege. Solche haben bald den Ruf eines Kumpels. Niemand von uns hätte im Traum daran gedacht, daß gerade die Ordnungsliebe für den armen Kantnak beinahe zu einer vorläufigen Straßensperre auf dem Weg zum Bürgermeister werden könnte.

Wenn wir am Wochenende nach Hause fuhren, Mutterns Speisekammer und Vaterns Schatulle plündern, dann blieb nämlich unser Freund meistens im Internat. Schob freiwillig Dienst an der stets belagerten Pforte zum Damentrakt und besserte damit sein Taschen-

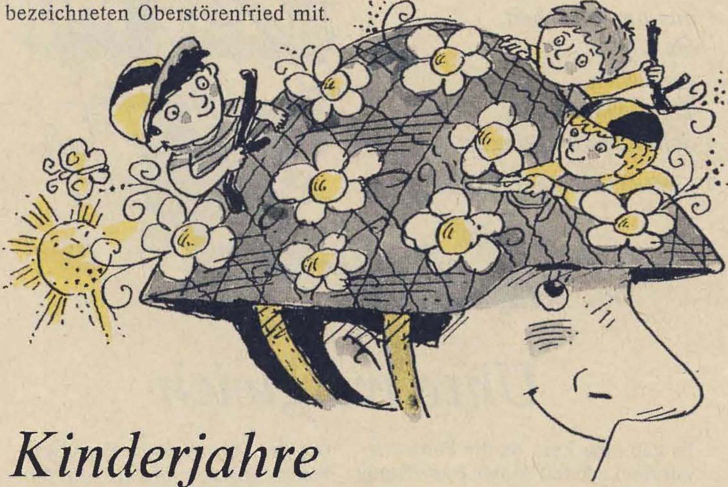
Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Fred Westphal

geld auf, wie er uns ein ums andere Mal versicherte. Wir hatten da keine Zweifel, denn ein Fensterstecher war unser Mann nun wirklich nicht. Ob es nun an dem in Rede stehenden Wochenende nichts zu bewachen gab oder ob er, der Dienstgeschäfte müde, maßvoller Lustbarkeit frönen wollte, müßte Kantnak selber erklären. Fest steht, daß er am späten Samstagabend im „Schwan" aufgetaucht ist. In seinem kombinierten Studien-, Wach- und Ausgehanzug. Mitsamt den ungeheuren Hosenträgern. Die müssen wohl bei einem eindrucksvollen Tangodreher mit der dienstältesten Besucherin des „Schwans" ein wenig zum Vorschein gekommen sein. Denn damit haben sie ihn wohl aufgezogen. Muß ganz schön haarig gewesen sein, was sie ihm angeboten haben, sonst hätte sich Kantnak nicht provozieren lassen. Der doch nicht! Aber so war er möglicherweise schon ein bißchen verstimmt, als ihn die Jungs, die ihn so spontan zum Tangokönig befördert hatten, später durch ihre lautstarken Rundtischgespräche störten. Also hat er erstmal agitiert. Damit hat er sie aber nicht aus dem Tritt gebracht. Müssen sich ganz schön befeuchtet haben, die Burschen. Hatten halt was zu feiern. Und gesungen haben sie dann auch noch. Was Männer um die zwanzig so singen, wenn es nicht befohlen ist. Unserm Kantnak mißfiel das Repertoire. Als wenig später versehentlich ein Bierglas für einen Fallversuch genutzt wurde, ist er vermutlich vom Agitieren zum Appellieren übergegangen. Als das auch nicht half – die Jungen waren wohl doch schon zu weit weg vom Pegel der Einsicht –, trat sein Ordnungssinn auf den Plan.

Er bat den Wirt um das unter dem Tresen installierte Telefon. Aber der Buffetier kannte seine Gäste. In jeder Verkleidung erkannte der seine Pappenheimer. Unseren Kantnak und seinen Ordnungssinn kannte er nicht so gut. Konnte schließlich nicht jeder kommen und das Telefon verlangen, nur weil er empfindliche Ohren besaß! Kantnak war nicht jeder. Aber er war unter anderem in seinem Heimatflecken den Ordnungshütern ein freiwilliger Helfer gewesen. Und als solcher bedingt starrsinnig, wenn er sich gebraucht fühlte. Das war hier der Fall. Er zeigte Konsequenz. Klopfte dreihundert Meter hinter dem „Schwan" einen Betriebschutzmann aus der Wachkabuse und wählte eins-eins-null. Die kamen, zügig, aber nicht überhastet, zu zweit. Und nahmen den vom Wirt bezeichneten Oberstörenfried mit. Natürlich, unsern Kantnak. Der hatte bei seinem Eifer völlig überhört, was ihm der Wirt begreiflich machen wollte.

So, wie wir unseren Ede Kantnak kennen und schätzen, wäre der von seinem Entschluß auch nicht zurückgetreten, wenn er gewußt hätte, daß er zukünftigen Abschnittsbevollmächtigten das Bergfest vermiesen wollte.

Oberstleutnant d. R. Lutz-Rüdiger Schöning



Kinderjahre

Marschpause. Ich lehne erschöpft an einem Baum, abseits meiner Gruppe, allein mit mir und meinen Gedanken.

Von irgendwoher dringt Kinderlärm an meine Ohren. Er erreicht mich wie Gesang von Vögeln, denn ich sehne mich so sehr nach meiner Arbeit an der Schule, nach meiner 4b. Näher gekommen, entdecke ich die Lärmenden, ein halbes Dutzend Jungen und zwei Mädchen, am Waldrand. Einige tragen ein Gewehr aus Plast auf dem Rücken, andere einen mächtigen Knüppel oder eine Zaunlatte, an einem Stück Wäscheleine befestigt, sicher dem gleichen Zweck dienend. Geschnitzte, lange Messer aus Holz stecken neben Laubzweigen zur Tarnung in ihren Gürteln. Sofort fällt mir das Spiel „Räuber und Gendarm" ein. Die Kinder sehen jetzt auch mich, und ihr Eifer scheint sich beim Anblick eines Soldaten zu überschlagen.

Der Kleinste unter ihnen ist der lauteste: „Immer willst du nur ein Sandino sein", brüllt er einen weitaus größeren an, „und ich soll schon wieder den Banditen spielen."

„Das stimmt ja gar nicht", wehrt sich der Angebrüllte mit deutlicher Entrüstung, „umgedreht ist es."

Schließlich einigen sie sich doch recht schnell, schicken noch einen kurzen, Aufmerksamkeit erbittenden Blick zu mir und rennen bis auf die wenigen wartenden „Banditen" mit „Viva Nikaragua!" in den dichten Wald hinein.

Kinderjahre – wie viel doch in ihnen begründet liegt für das Später, für Liebe, für Haß und innere Solidarität.

Oberleutnant a. D. Harald Linstädt

Heimweg

Wir streicheln
die Kühle der Nacht
von uns,
Träume breiten
sich aus
in der Wiese,
als wir
Bäume umarmen
zu zweit.
Wir philosophieren
über das Antlitz
des Mondes,
das uns belächelt,
als wir
versuchen,
über unsere
Schatten zu springen.

Gefreiter Holger Müller



Uhrenvergleich

Es gab eine Zeit, da die Panzerabwehrlenkraketen in der Bewaffnung der NVA noch relativ neu waren. Damals war es üblich, daß die taktischen Übungen mit Gefechtsschießen durch höchste Vorgesetzte geleitet wurden.

So geschah es, daß der Kommandierende am Feuerleitturm eines Truppenübungsplatzes eintraf, wohin er zu acht Uhr die Kommandeure der Verbände befohlen hatte. Diese kamen zu unterschiedlichen Zeiten, und einer verspätete sich sogar. Am steinernen Antlitz des Meisters konnten Eingeweihte den wachsenden Groll ablesen. Alle, die keine Arbeiten in der Nähe zu erledigen hatten, verzogen sich. Mir, als sein unmittelbarer Gehilfe, war das nicht möglich.

Als der Säumige sich dann schließlich bei ihm meldete und zu allem Überfluß noch behauptete, es sei genau acht Uhr, war es mit der Beherrschung des Chefs vorbei. Höhepunkte der nun folgenden Lektion waren: Hauptsache, daß das Gehalt pünktlich verfügbar sei, daß die Raketen wegen der Unpünktlichkeit der Vorgesetzten ihr Ziel nicht rechtzeitig erreichen oder verfehlen würden, und daß manche Operation des Großen Vaterländischen Krieges bei derartiger Unpünktlichkeit der Artillerie zum Scheitern verurteilt gewesen wäre.

Die nachfolgende Rekognoszierung begann mit einem Uhrenvergleich. Hierbei stellte sich heraus, daß jeder Kommandeur eine andere Uhrzeit hatte. Das veranlaßte den Meister zu bemerken, daß man sich bei dem Gehalt doch eine ordentliche Uhr zulegen könnte.

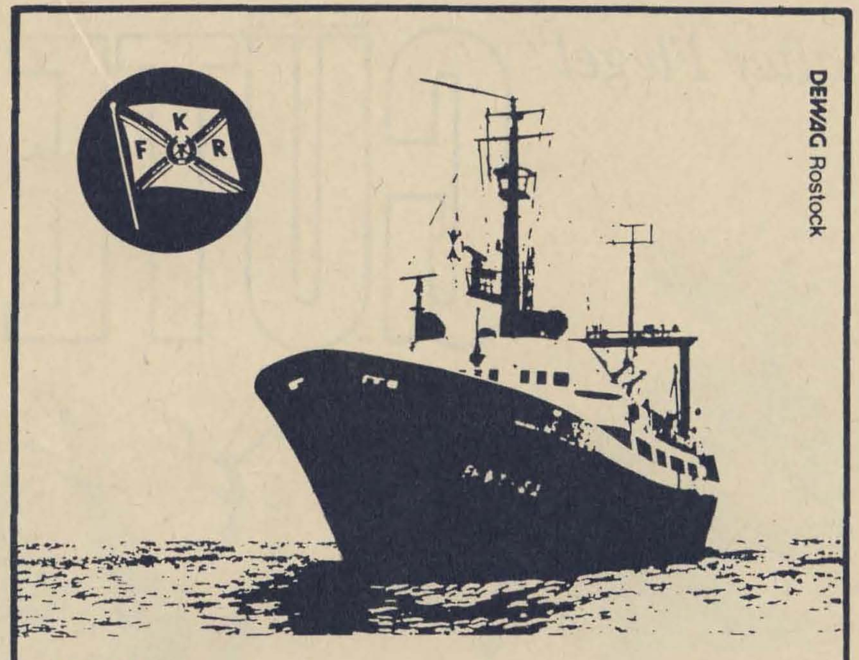
Am Abend des arbeitsreichen Tages meldete ich mich bei meinem Vorgesetzten zur Tagesauswertung. Nachdem wir unser Programm erledigt hatten, fragte er mich plötzlich nach der Uhrzeit. Ach du meine Güte, dachte ich, er hat bestimmt mitbekommen, daß du heute früh beim Uhrenvergleich deine Uhr nicht gestellt, sondern statt dessen nur ein wenig schadenfroh gegrinst hast.

Ich meldete so forsch wie möglich die Uhrzeit.

Mit Erstaunen nahm ich wahr, daß er seine morgens noch so hochgepriesene Uhr abnahm und nach meiner Zeit stellte. Selbstverständlich erlaubte ich mir keine Bemerkung dazu. Mein Gesichtsausdruck aber war es wohl, der ihn zu der Äußerung veranlaßte, daß man eigentlich für das Geld verlangen könnte, daß eine so teure elektrische Zwiebel nicht stehen bleibt.

Danach durfte ich wegtreten. Es wurde auch höchste Zeit, denn nicht jedem ist ein steinernes Gesicht gegeben.

Oberstleutnant Erhard Luft





Mit moderner Fangflotte

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
Am Fischkombinat 11
Rostock 5
2510

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten als

Produktionsarbeiter
Decksmann

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
- Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand

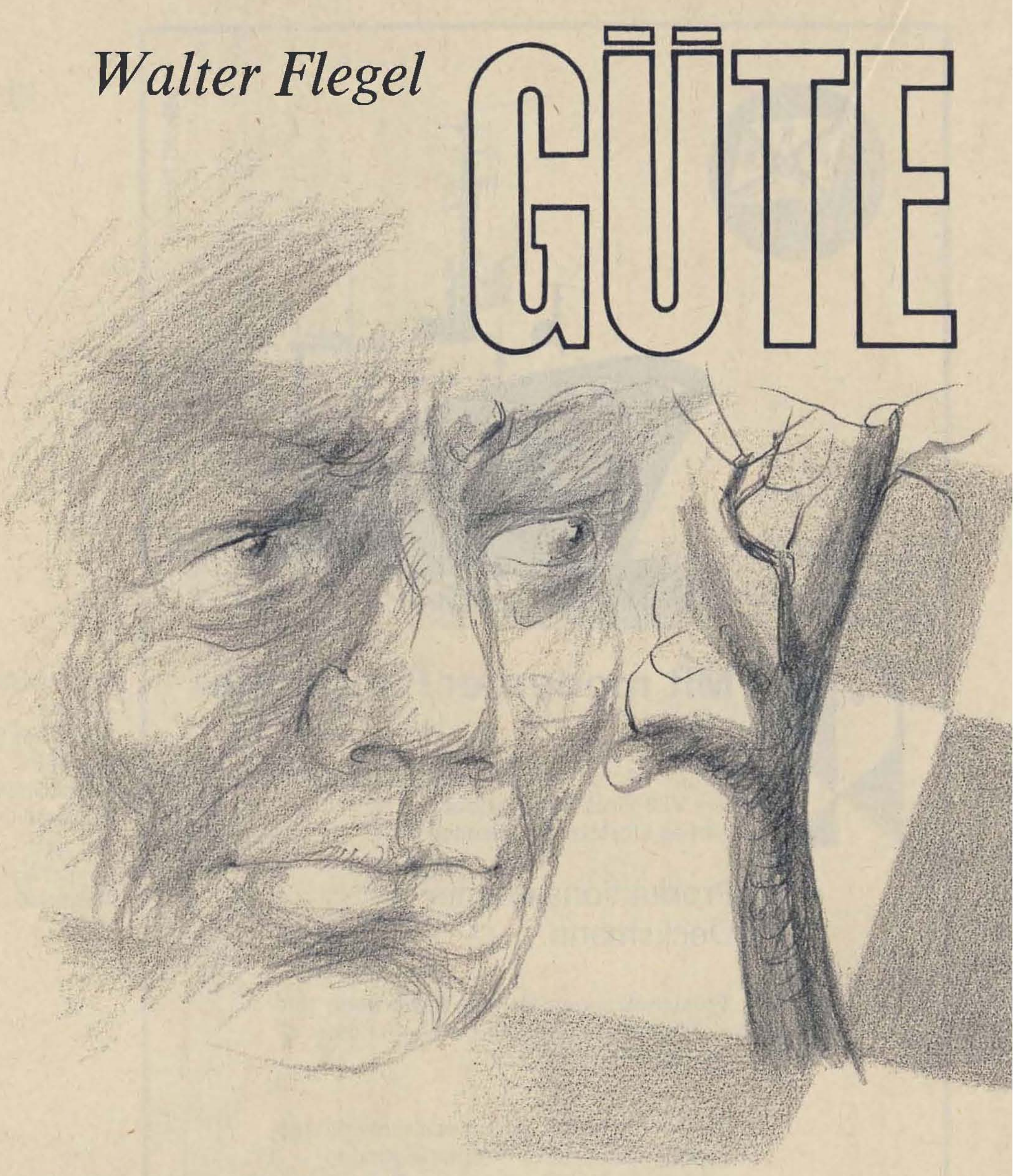
Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

Walter Flegel

GÜTE



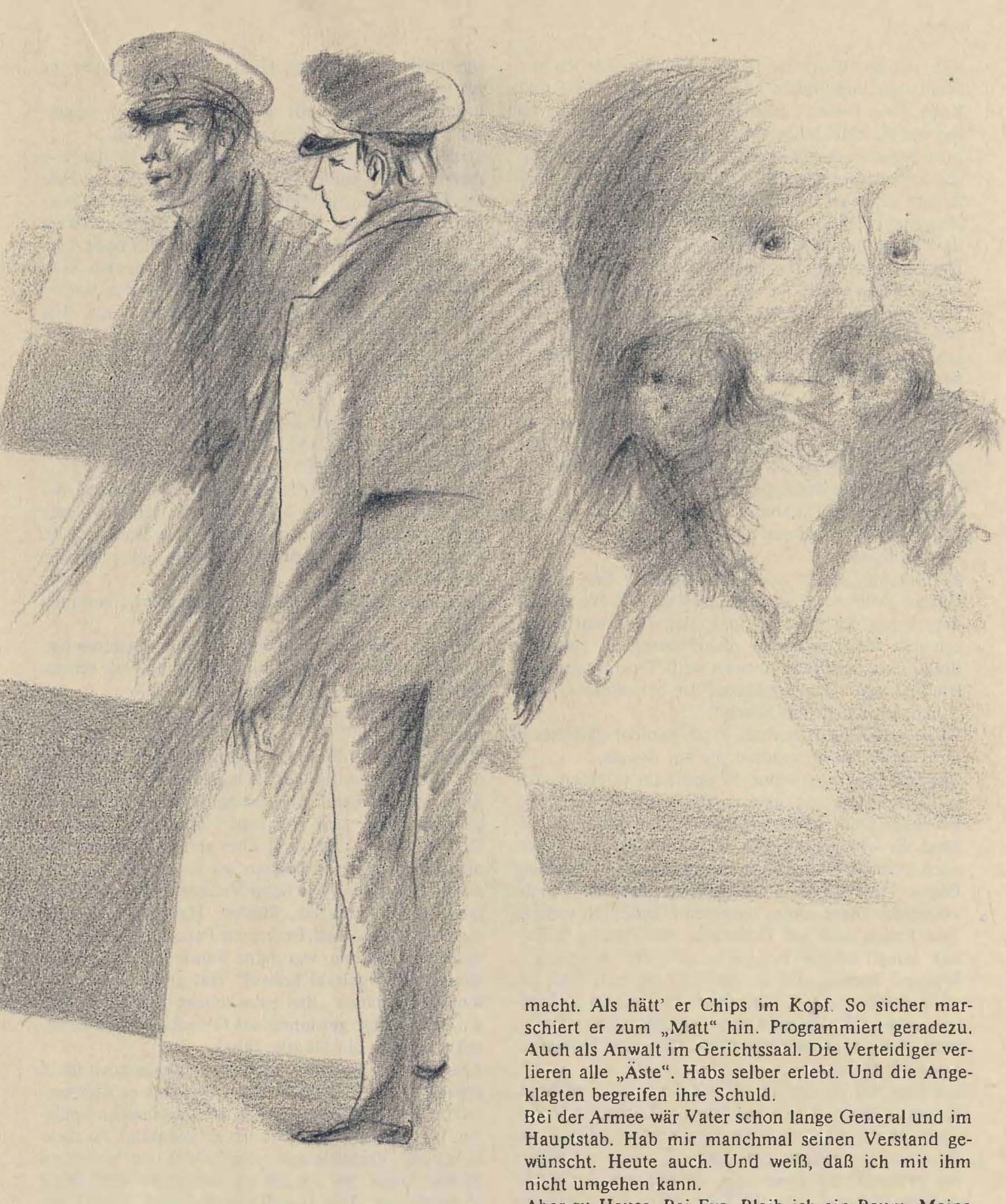
Ich kann mich nicht entscheiden. Wieder mal nicht. Überlasse alles der Straßenbahn. Kommt die „Fünf", fahr ich zu Vater. Ist die „Sieben" zuerst da, gehts nach Hause. Kanns auch sein lassen. Die Entscheidung. Helfen wird sowieso nichts und niemand. Trösten, beruhigen, ein wenig raten vielleicht. Helfen nicht.

Vater zum Beispiel. Wird sich zurücklehnen, mich mustern. Schmales Gesicht. Die rechte Braue tiefer als die linke. Die Augen heller als sonst. Wie beim Schachspiel. Ein Blick ohne Grund. Er schätzt ab. Er nimmt Maß. Er entwirft in Sekunden das Spiel. Und gewinnt. Immer. Anfangs hat er mich gewinnen lassen. Als er mirs beibrachte. Damit ich den Mut nicht verliere. Seit zehn Jahren habe ich nicht mehr gewonnen. Ich spiele anders. Ich lebe anders. So wies kommt. Emotional. Aus dem Augenblick. Aus dem hohlen Bauch, sagen manche.

Empfindsam, empfindlich. Was will so einer bei der Armee? Ja, was? Aber Leutnant bin ich schon.

„Na also!" hat Vater gesagt bei der Ernennung. „Na also!" Und hat gelacht. So, daß ich mitlachte. Na also.

Sein Verstand ist wie eine Säge. Wenn sie im Herbst die Bäume beschnitten haben, hab ich geflennt. Das war'n keine Bäume mehr. Nur noch Strünke. Und ich



hab geflennt. So ist Vaters Verstand. Alles Überflüssige kommt weg. Verwirrendes, Nutzloses wird abgetrennt. Meine Gefühle haben immer verloren gegen seine Logik. Beim Schach. Im Streit. Vor Entscheidungen. Beim Nachdenken.
Ich hab geflucht, Vater lachte. Ich hab herumgestottert, den Faden verloren. Vater hat gefragt, abgefragt. Hat meine Widersacher verlegen und schweigsam gemacht. Als hätt' er Chips im Kopf. So sicher marschiert er zum „Matt" hin. Programmiert geradezu. Auch als Anwalt im Gerichtssaal. Die Verteidiger verlieren alle „Äste". Habs selber erlebt. Und die Angeklagten begreifen ihre Schuld.
Bei der Armee wär Vater schon lange General und im Hauptstab. Hab mir manchmal seinen Verstand gewünscht. Heute auch. Und weiß, daß ich mit ihm nicht umgehen kann.
Aber zu Hause. Bei Eva. Bleib ich ein Baum. Meine Frau sägt nicht an mir rum. Beschnittene Bäume geben keinen Schatten. Eva braucht Schatten. Zum Ausruhen. Und wenns nur Minuten sind. Komm ich heim, ist sie schon da. Meistens. Alles ist erledigt. Sie nimmt die Zwillinge mit in den Kindergarten und kommt mit ihnen heim. Die trippelnden molligen Quasselköppe. Diese duftenden runden Leiberchen. Ich riech sie zu selten. Hör sie zu wenig. Fasse sie nicht oft genug an. Wenn Eva sich an mich drückt,

spür ich sie. Wenn sie mit mir flüstert, hör ich sie. Wenn ich ihre Brüste küsse, rieche ich Klaus und Katja. Evas Brüste haben mit den Kindern soviel zu tun wie ihr Leib. Mehr. Eva hat lange gestillt. Fast ein Jahr. Alles an ihr ist dabei schmaler geworden. Weniger. Hab befürchtet, die Zwillinge saugen sie aus. Komm ich heim, drückt sich Eva an mich. Da braucht sie plötzlich Halt. Ist sie schwächer als ich. Gleichzeitig stärker für mich. Schwächer und stärker zugleich. Das ist ein Gefühl. Da vergeß ich den ganzen Tag. Befehle und Schweiß. Panzer und Kompaniechef. Vorwurf und Lob. Dummheit und Gelächter vergeß ich. Losung und Logik. Ich bin Halt. Bin ich selber und bin Eva. Sie nimmt mich auf und gibt mich wieder her. Wir verwandeln uns. Vor allem sie. Nie ist sie lebhafter, als beim Lieben und danach. Als würde mein Lieben sie kräftigen, sofort. Sie tänzelt und lacht. Sie begehrt und reizt. Ist restlos beteiligt. Nie stumm. Und nie war sie scheu. Scheu hemmt. Hemmt Vergnügen und Befriedigung.
Und ich denke: ‚Ihr könnt mich alle mal. Bis morgen könnt ihr alle mich mal ...‘
Ich bin Baum.
Kommt die „Fünf“ oder die „Sieben“? Erst einmal kommt Brückner. Leutnant „Sicherheit“. Wo nimmt der die her? Ist wie einer, der alles schon mal durchgemacht hat. Den nichts mehr überrascht. Der jede Frage kennt und jede Antwort weiß. Der mit einer Sicherheit sagt: „Ein Zugführer, der bei seinen Leuten beliebt ist, macht was falsch.“
Diese teuflische Sicherheit. Weil sie nicht als Behauptung daherkommt, sondern wie ein Beweis.
Mephisto, für und wider. Ja und nein in einem. Ich kann nicht ja und nein zugleich sagen. Nicht zu Brückner. Dem sagt man Laufbahnen voraus! Im Dutzend. Er wird vorgezogen. Er weiß, was er will. Ich auch. Aber Brückner marschiert geradeaus. Ich schlag Bögen. Trete auf der Stelle. Ich kann die Hände nicht vergessen. Diese roten, schweren Hände. Ich verliere Zeit. Renne nach ’ner Harke rum. Am Parktag. Brückner kriegt solche Befehle nicht. Die kriege ich. Warum? Warum gibt der Ko-Chef sie mir! Weil ich ein gutmütiges Schaf, also selber dran schuld bin? Immer sind solche Befehle dann wie ein Beweis. Dafür, daß ich ein Harkenleutnant bin. Brückner aber einer mit Perspektiven.
Ich habs nur im Gefühl, ob was gut ist oder schlecht. Kriegs nicht in Sätze. Mit der Logik meines Vaters hätt’ ich sie alle zum Schweigen gebracht. Ihnen das Bestätigungslachen ausgetrieben. Lachen, als hätten sie gewettet und gewonnen, als ich mit der Harke komme. Vaters Logik. Und ich hätte ihnen gezeigt, was ’ne Harke ist. Entblößt hätt’ ich sie! Beschnitten wie Obstbäume! Daß sie wie kahle Strünke aussehn!
„Schönen Abend, Jochen!“ ruft Brückner, winkt, steigt in die Gegenbahn.
Der wird ihn haben. Den schönen Abend. Der läßt alles hinter sich. Der Schritt aus dem Kasernentor ist für Brückner die Trennung. Vom Dienst zur Freizeit. Von Pflicht zu Vergnügen. Ich schlepp alles mit raus. Mit mir rum. Bis nach Hause. Und es wuchert, es wuchert aus.
Brückner ist abends nie bei den Soldaten. Er vergißt auch solche Hände. Sieht sie und vergißt sie.
Seine Fahrer habens heute geschafft. Wie immer. Die Panzer schnell auf die Waggons gebracht. Sicher über die ausgelegten Spurbalken hinauf und von Waggon zu Waggon. Mein Fahrer verlor die Nerven. Gleich der erste Panzer. Zog stark nach links. Nur noch Zentimeter, und er wär abgesackt. Da bin ich rein. Hab den Tank hochgebracht. Das hat die andern Fahrer nicht sicherer gemacht. Dauerte alles zu lange. Viel zu lange. Ergebnis: Schlecht. Mangelhafte Ausbildung! Nicht gefechtsbereit!
Stimmt. Da beißt die Maus kein’ Faden ab. Es stimmt. Ich weiß zwar viel über meine Soldaten, fast alles. Und bin doch nicht sicher. Viel voneinander wissen, heißt noch nicht Verläßlichkeit. Wie kommt das eine vom anderen? Wie wirds wirklich?
Nur auf Brückners Art. Diese pausenlose Überei. Bei der alles Persönliche ausgeschlossen ist. Und jede Nähe auch. Einziger Kontaktfaden der Befehl. Wird das zur Sicherheit? Brückners Erfolge behaupten es. Beweisen sie’s auch?
Und wenns nur Gewöhnung ist, Mechanik, Automatik?
Brückner ließ sich nicht mal von den rotgefrorenen Händen beeindrucken. Die zu groß und zu schwer sind für die schmalen, bleichen Gelenke.
Das Prinzip ist klar. Der Erfolg gibt recht. Wirklich?
Nichts ist Spiel. Weil nämlich nichts Spiel ist! Weils um alles geht. Alles, das ist mehr als Kompanie, als Stadt oder das Land. Alles ist das Leben. Wärs anders, wärn Brückner und ich zwei Varianten, Versuche. Und wir hätten Zeit, Zeit! Aber gerade die haben wir nicht. Rausschinden müssen wir sie. Jeden Tag. Minuten, Sekunden. Wie beim Verladen. Was Brückner rausholt, büße ich ein. Stimmt. Hat recht, wenn er sagt: „Willst du von Panzer zu Panzer springen und das selber machen, was deine Fahrer oder Kommandanten nicht gelernt haben?“ Hat er ja recht. Aber nicht recht damit: „Bist zwar beliebt bei deinen Leuten, aber meine gewinnen das Gefecht.“ Wenn er damit recht hat, bin ich hier falsch.
Aber was soll ich machen? Wie? Ich habs noch nicht gepackt. Krieg das noch nicht hin. Daß es sich umsetzt. Das Verhältnis zwischen mir und meinen Soldaten. Üb’ ich zu wenig? Bin ich zu geduldig? Zu rücksichtsvoll? Verzettle ich mich? Denk ich zu oft an solche Hände, wie ich sie vor vier Tagen sah? Diese Verletzlichen. Die Hautfalten tief und dunkel wie Risse.
Setz ich zu wenig voraus bei den Soldaten? Vergeude ich Zeit, wenn ich mir einen Kopf um das mache, womit Brückner von vorneherein rechnet? Bewußtsein zum Beispiel. Überzeugung.
Rechnet er damit?
Darüber reden wir zu wenig. Dienstbesprechungen stellen fest, werten aus, ordnen an, befehlen. Parteiversammlungen? Sie hör’n mir zu. Aufmerksam. Wi-

dersprechen nicht. Pflichten bei. Aber bringen alles immer wieder schnell auf den Punkt. Und der heißt Kompanie. Heißt Ausbildung, Politschulung. Heißt Gefechtsbereitschaft. Wer hat was dagegen! Ich doch nicht. Aber sie kommen aus dem Tag nicht raus. Von diesem kurzen Rhythmus nicht weg. Heut und morgen. Von heut bis morgen. Von der Hand in den Mund. Immer bringen sie alles sofort wieder auf den Punkt. Gibt aber nicht nur Punkte. Gibt Doppelpunkte, Ausrufezeichen, Semikolon, Komma. Und Fragezeichen. Brückner ist ein Ausrufezeichen. Immer steht er auf dem Punkt. Genau drauf. Breit, wuchtig. Nicht zu verrücken. Nicht nur Brückner steht so. Aber er besonders. Da bin ich ein Fragezeichen. Eben. Ein gebogener unschlüssiger Strich. Na und? Hab die Bögen immer gemocht. Mehr als die Striche. Bögen sind heiter. Haben Schwung. Erinnern mich an weiche, sanfte Dinge. An Schenkel, an Brüste. Bögen umschließen. Linien stehen. Sind statisch. Brückner steht seinen Leuten nur gegenüber. Kann ich nicht. Mittendrin muß ich sein. Kann nicht anders als ich kann. Den Menschen nahe sein, ganz nahe. Identifizieren solln sie sich. Solln sich nicht selber fremd bleiben in der Steingrauen. Schwer genug alles. Schwerer als Sturmbahn, als Marsch und Schießen ist das andre. Die Soldaten gehen wieder. Leben und arbeiten draußen weiter. Darf ich das vergessen?

Als ich die Hände sah, die schwarzen, brüchigen Nägel, die aufgeschundenen Fingerkuppen, haben mir die eigenen weh getan. Hab Schmerz gespürt über die Schultern bis in die Zähne. Brückner stand neben mir. Hat die Hände auch gesehn. Vor vier Tagen wars. Am morgen zwei Zentimeter Schnee. Eiskalter Wind. Wettbewerb zwischen uns und einer Kompanie des sowjetischen Partnerregiments. Zur Woche der Waffenbrüderschaft.

Beim Kettengliederauswechseln wars. Die Norm hat jede Besatzung geschafft. Brückners Männer wie immer: die ersten. Er ist nicht zu packen!

Wir und die Zugführer der Freunde gingen danach mit Generalleutnant Borew von Panzer zu Panzer. In der Pause.

Der schmächtige, blasse Junge stand am letzten sowjetischen Panzer. Die Hände hatte er in die Taschen seiner Uniformhose geschoben. Als er sich umwandte, stand vor ihm der General. Der Soldat wollte die Hände aus den Taschen holen. Da griff der General nach den Handgelenken des Jungen und drückte die Hände in die Taschen zurück. Redete leise mit ihm. Der Junge wollte irgendetwas an seinem Panzer zeigen. Da seh ich sie. Wir alle sahen die rote, geschwollene Hand, tiefe wundige Risse, eingebrochene Nägel über breiten Kuppen, Hände, die zu den Gelenken des Jungen nicht paßten. So rot und schwer waren sie vor Frost. Der hatte alles mit bloßen Händen gemacht. Hatte die Handschuhe an irgendeiner Kante zerrissen. Hatte sie hingeworfen, um wieder sicher greifen zu können. Nur keine Sekunde verlieren. Die anderen nicht im Stich lassen.

Borew nahm die Hände mit den seinen. Hüllte sie mit ihnen ein. Vorsichtig. Wie Zerbrechliches. Irgendetwas hat er geflüstert. Unverständlich für alle. Hat die Hände angestarrt. Dann die Augen zugedrückt für Sekunden. Hat die Soldatenhände gehoben. Zu seinem Gesicht. Und angehaucht. Wie meine Oma schon meine. Und meine Mutter.

Der General hat die Hände des Soldaten angehaucht. Großvater und Enkel. General und Soldat.

Auch Brückner hats gesehen, das alles.

Danach gabs Tee und Brote. In einer Baracke. Ein Kanonenofen wummerte. Wie Wind unterm Dachfirst. Oder in Fensterecken. Generalleutnant Borew hat den ganzen Krieg mitgemacht. Als Sergeant angefangen, als Oberst beendet.

Neben ihm saß der Soldat. Die Hände mit weißen Binden warm umwickelt. Und Borew hat von Händen erzählt. Die er im Krieg gesehen hat. Todsteife. Blutverkrustete, schwarze, hilflose, hilfesuchende Hände. Von Kolben zerschmetterte Mädchenhände. Unter benagelten Stiefelsohlen zertretene. Verstümmelte. Hände, die vorher Bücher hielten. Finger, die Seiten umblätterten. Die Geige spielten. Oder Klavier. Die Schweine fütterten und Baumwolle pflückten. Einen Pflug führten. Ein Lenkrad hielten. Den Chargierkran bedienten. Und Borew erzählte von Händen, die nach dem Krieg mit den friedlichen Dingen nicht mehr zurechtkamen. Die nicht mehr konnten, was sie einmal gelernt hatten. Auch das sagte er. Wir hörten zu. Schlürften Tee. Blickten auf unsre Hände.

Menschenhände vermögen alles. Alles zu schaffen und alles zu zerstören.

Dann sagte Borew ein Wort. Das geht mir nicht mehr aus dem Kopf, seitdem. Das habe ich nie gedacht mit Armeewörtern zusammen. Mit Wörtern wie Kaserne, Uniform, Befehl. Das Wort, von Borew ausgesprochen, gehörte für mich nicht dazu. Nicht mal für mich. Kein Gegenwort für etwas Kaserniges. Kein Beiwort oder Zuwort. Ein selbständiges Wort. Was für eins!

Güte!

Ein General spricht von Güte. Bringt ein solches Wort zwischen uns. Ein Wort, das zu Frauen gehört, zu Müttern. Eins, das für Kinder da ist, das nach Hause gehört. Er bringt es zwischen die Soldaten. Sitzt bei uns und beobachtet die Wirkung des Wortes. Sieht unser Nachdenken. Wohl auch Brückners Schulterheben. Keine Ablehnung von Brückner aus. Eher sein sicher gerufenes: „Na, ich weiß ja nicht!“ Und Borew sagte zu uns, ehe er aufstand und ging: „Nur wer meine Güte kennt, verträgt meine Strenge.“

Er verabschiedete sich von dem Jungen. Legte seine Hände um die Weißumwickelten. Gütig.

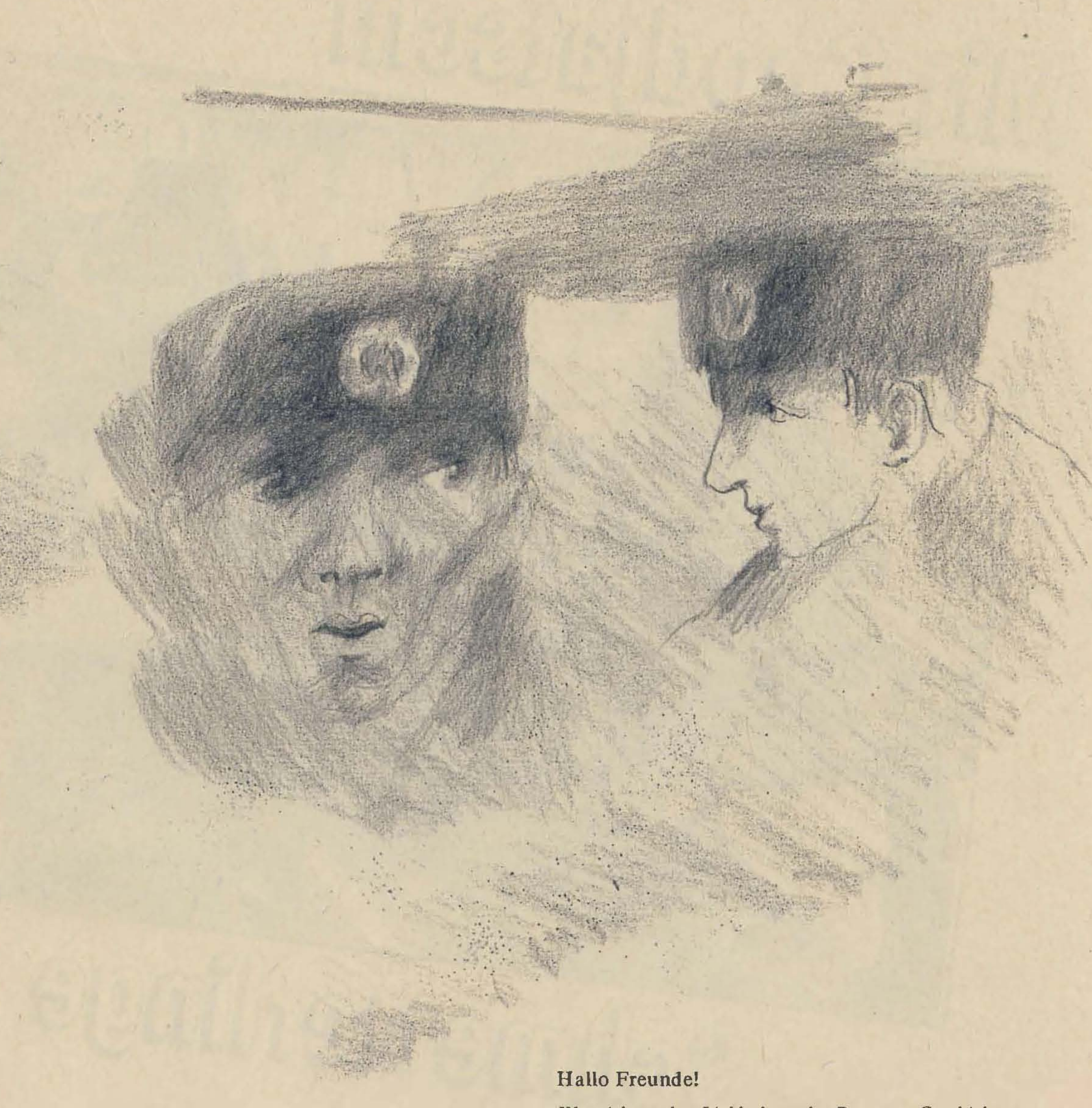
Borew hat einen Zusammenhang zurückgelassen, zu dem ich seit vier Tagen immer neue Verbindungen dazufinde.

Nur wer zur Güte fähig ist, hat das Recht, streng zu sein. Güte und Strenge sind eine Einheit und kein Widerspruch. Güte in der Armee. Ist das ein Thema!

Wer geht darauf ein? Brückner? Hab ihn gestern noch mal erinnert an das Wort des Generals. Wollte den



Leutnant „Sicherheit“ aus sich herausholen. Aber er blieb auf dem Punkt stehen. Ruhig und lächelnd sagte er: „Güte, Gutmütigkeit, Mitleid, Nachgiebigkeit.“
Er hat eine Reihe daraus gemacht. Keinen Unterschied. Eine Reihe. Die hat er fortgesetzt. Heute. Nach der miesen Verladung durch meine Fahrer. Hat gesagt: „Nachgiebigkeit, schlechte Ausbildung, nicht gefechtsbereit.“ Stimmt! Hat er recht! Aber nicht recht hat er, wenn er Strenge gegen Güte stellt. „Entweder-Oder“ ist doch Stuß. Einheit brauchen die Prinzipien. Synthese. Nicht Brückner oder ich. Brückner und ich. Güte und Strenge. In einem. Miteinander. Füreinander. Weil es um alles geht. Um uns alle. Darum gehts. Das ist es. Aber findets schon statt? Nein. Was Brückner macht und wie ers macht, ist sichtbar. Sofort. Zahlen, Ergebnisse, Erfolge. Bei mir nicht. Noch nicht. Güte und Strenge. Wenn ich das nicht packe. Das muß doch zu packen sein! Sonst behält Brückner recht. Also was tun? Wie tun? Das ist hier die Frage. Und die Antwort? Von Vater? Nein. Von Eva? Nein. Ich selber? Ich selber, ja. Aber nicht allein. Mit allen, die dazugehören. Wer gehört dazu? Die Soldaten, die Unteroffiziere. Hab ich mit ihnen über das alles schon nachgedacht? Hab sie nicht einbezogen. Hab mir meinen Kopf allein gemacht. Mit Brückner und den anderen Offizieren der Kompanie? Hab ich mit ihnen nachgedacht? Zu selten. Beiläufig. Nicht bis zum Grund. Widersprochen hab ich. Gestritten, bestritten. Mehr nicht. Zusammenfinden müssen wir. Alle Parteigenossen. Ein richtiges, gutes Gespräch. Bei Kaffee. In Ruhe und Nähe. Und das Thema: Güte und Strenge in der Truppe.
Die „Fünf“ kommt. Laß sie fahren. Vater, ich brauch dich heute nicht. Ich bin durch. Hab mich durchge-



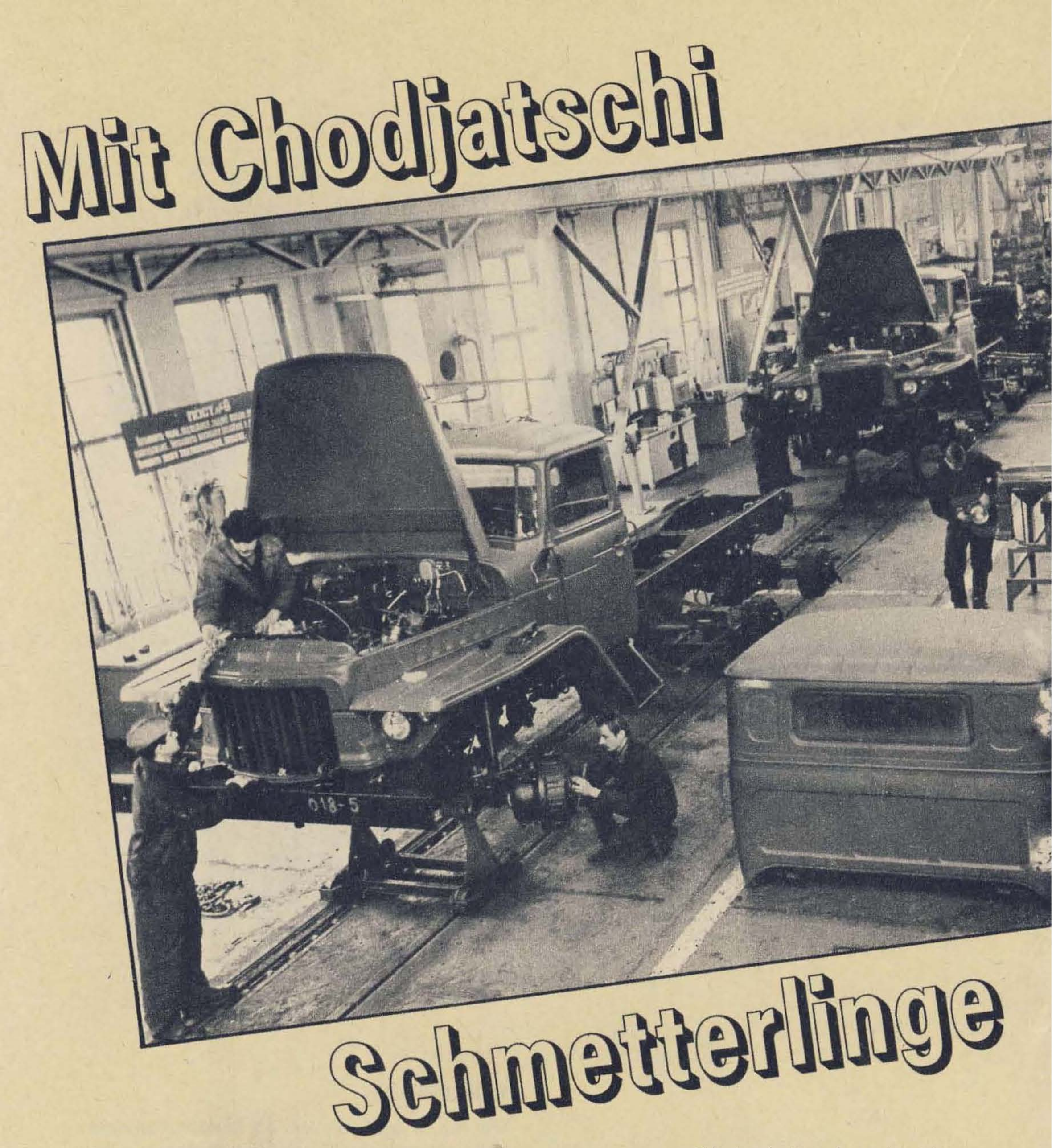
bissen. Ohne dich. Nicht ganz ohne Logik. Aber ohne dich. Ich bleib ein Baum. Für Eva. Die mich braucht. Nach Hause fahr ich. Eva braucht mich jeden Tag. Zum Ausruhn. Zum Lieben. Ich fahre mit der „Sieben“ zu Eva und den Kindern. Die viel zu viele Tage ohne mich sein müssen. Aber es soll so bleiben, von uns aus. Wenn uns die andern Tage nur bleiben. Damit sie uns bleiben, verzichten wir auf manchen Tag, auf Nähe, auf Umarmung und Liebe.
Aber heute komme ich, Eva.

Illustration: Wolfgang Würfel

Hallo Freunde!

Wer sich zu den Liebhabern der Romane, Geschichten und Gedichte Walter Flegels zählt, der könnte es bemerkt haben: Dies ist nach „Das Sektfrühstück“, erschienen in AR 5/1987, bereits die zweite Erzählung, die der Schriftsteller in diesem Jahr für das Soldatenmagazin schrieb. Eine weitere soll folgen. Wer Walter Flegel eine Anregung dazu geben oder ihn auf etwas besonders Gestaltenswertes aus dem Armeeleben aufmerksam machen möchte, wer ihm eine zustimmender oder kritische Meinung über bereits von ihm Veröffentlichtes zu sagen hat, der schreibe an: Redaktion „Armeerundschau“, PF 46130, Berlin, 1055.
Für zehn Einsender, die wir durch Losentscheid ermitteln, halten wir als der Mühe Preis eine Originalgrafik mit einem Gedicht sowie einer Widmung Walter Flegels bereit.

Mit Chodjatschi Schmetterlinge



Mit Recht tauchen bei dieser Überschrift Fragen auf: Wer oder was ist Chodjatschi, mit dem irgendwer ausgerechnet Schmetterlinge herstellen will? Und überhaupt: Wer kann schon auf solch einen Gedanken kommen, Schmetterlinge zu fabrizieren? Es scheint, als fehle da der rechte Sinn.

„Chodjatschi" – das Wort klingt nach Russischunterricht. Und wahrhaftig. Oberst Chodjatschi ist Betriebsleiter von „Progress", einem Kfz-Instandhaltungsbetrieb der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland. Den kennt hier jedes Kind. Was unter anderem daran liegt, daß Iwan Pawlowitsch sich beim letzten Jolkafest in den „Ded Moros" – Großväterlichen Frost – verwandelte. Die Kleinen trugen ihm in ihren Muttersprachen Deutsch und Russisch Verse vor. Denn so wie die Eltern gemeinsam im Werk arbeiten, besuchen ihre Kinder auch gemeinsam den Kindergarten. Herzlichkeit, Verständnis und Güte, wie sie aus dem Gesicht des Obersten sprechen, lassen ihn für die Großvaterrolle geradezu prädestiniert erscheinen. Kinder haben für so etwas ein feines Gefühl. Und wer da glaubt, ein höherer Offizier müsse den verständlichen Wunsch der Kinder nach allerlei Spaß ablehnen, weil er etwa ein wenig von seinem Respekt einbüßen könnte, der irrt sich. Der

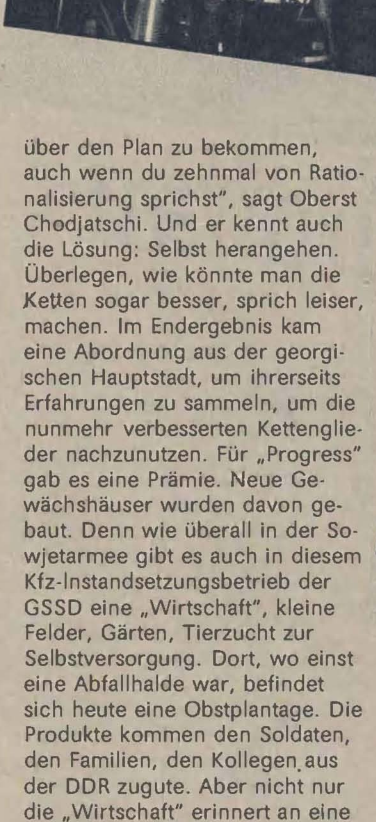


bauen

kennt Iwan Pawlowitsch Chodjatschi nicht. Weiß nicht, daß der Oberst stundenlang mit den Fünfjährigen herumtoben oder ihnen Geschichten erzählen kann. Der gleiche Mann, der die Eltern der Kinder in der Arbeit ganz präzise fordert. Von dem man hinter dem Rücken behauptet, sein Lieblingsspruch wäre: Sie sollen nicht fühlen, Sie sollen rechnen! Der trotz aller Wortkargheit, die mitunter an Schroffheit denken läßt, immer ein Gleicher unter Gleichen bleibt. Das gibt es. Verständlich, solch ein Mann sorgt sich nicht nur um die Kinder. Er sucht Veränderungen, das Neue, wenn es das Bessere ist. So gibt es heute zum Beispiel in jeder Werkhalle eine Kaffeestube. Die Arbeiter aus der DDR und aus den unterschiedlichsten Sowjetrepubliken sollen sich wohlfühlen während des Arbeitstages. „Wer sich wohlfühlt, der denkt. Und wer richtig denkt, der arbeitet auch gut." Einer der Sprüche, die der Betriebsleiter liebt. Er scheint auch Fische zu lieben. In allen Hallen-Pausenecken, eingerahmt von Grünpflanzen und Aquarien. Überall aber auch neugebaute Vorrichtungen für leichtere körperliche Arbeit, sogenannte Fließband-Transportstrecken. Sie wurden in Eigenleistung konstruiert. Kollege Wilk von der Juri-Gagarin-Brigade erzählt, daß allein in seinem Kollektiv 48 Rationalisierungsvorschläge unterbreitet wurden. 37 davon sind bereits verwirklicht und haben einen Nutzen von 26000 Mark erbracht. Und so wie in der Gagarin-Brigade sieht es auch in den anderen Kollektiven aus. 109000 Arbeitsstunden konnten in Oberst Chodjatschis Betrieb durch Rationalisierungsmaßnahmen im vergangenen Jahr eingespart werden. Das ist eine ganze Menge. Und meist ist es mit dem Zeitgewinn allein nicht getan. Wie zum Beispiel bei den automatisierten vollhermetischen Kabinen zum Lackieren der Karosserieteile. Niemand wird dort

mehr von den Aerosoldämpfen belästigt. Von einem verglasten Steuerpult aus verfolgt der Abteilungsleiter den Arbeitsablauf.

Oder nehmen wir die Transportketten für die Fahrzeugteile. Die Ketten werden in Tbilissi gefertigt. „Versuche da mal, einige



über den Plan zu bekommen, auch wenn du zehnmal von Rationalisierung sprichst", sagt Oberst Chodjatschi. Und er kennt auch die Lösung: Selbst herangehen. Überlegen, wie könnte man die Ketten sogar besser, sprich leiser, machen. Im Endergebnis kam eine Abordnung aus der georgischen Hauptstadt, um ihrerseits Erfahrungen zu sammeln, um die nunmehr verbesserten Kettenglieder nachzunutzen. Für „Progress" gab es eine Prämie. Neue Gewächshäuser wurden davon gebaut. Denn wie überall in der Sowjetarmee gibt es auch in diesem Kfz-Instandsetzungsbetrieb der GSSD eine „Wirtschaft", kleine Felder, Gärten, Tierzucht zur Selbstversorgung. Dort, wo einst eine Abfallhalde war, befindet sich heute eine Obstplantage. Die Produkte kommen den Soldaten, den Familien, den Kollegen aus der DDR zugute. Aber nicht nur die „Wirtschaft" erinnert an eine typische sowjetische Garnison, auch das eigene Fernsehstudio. In allen größeren Dienststellen der Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland ist es inzwischen zu finden.

Das Werk hat eine „gemischte" Stammbesatzung, etwa die Hälfte spricht Russisch, die andere Deutsch als Muttersprache. Dazu kommen noch die LKW-Fahrer, die während der gesamten Instandsetzungszeit an ihrem Fahrzeug mitarbeiten. So wie Gefreiter Berdybek Adynow im vergangenen Jahr. Vor kurzem nun flatterte ein Brief von ihm aus dem fernen Dorf Sowjetskoje Issyk, in der Kirgisischen Sowjetrepublik gelegen, auf den Tisch des Kommandeurs. Berdybek wurde dort inzwischen als bester Mechaniker des Bezirks ausgezeichnet. Viel habe er bei „Progress" gelernt, schreibt er und: „Grüßen Sie bitte alle von mir, besonders auch unsere deutschen Kollegen."



Alles, was wir inzwischen über das Werk „Progress" und seine Arbeiter erfahren haben, das ist – wie könnte es anders sein – auch etwas über Oberst Chodjatschi. Doch noch immer wissen wir nicht, weshalb hier „Schmetterlinge" gebaut werden. Und dabei ist die Sache recht einfach. Schmetterlinge – so werden auf unterschiedlichste Fahrgestelle montierbare Kofferaufbauten bezeichnet. Unter Feldbedingungen können sie aufgeklappt werden, sind dann Kommandopunkte oder Beratungsräume. Mehrere „Schmetterlinge" zusammengestellt, ergeben große Räume für die Stabsarbeit. Sind doch Anschlüsse für Telefone, EDV-Anlagen, Computer, Kopiergeräte und Datenübertragungsbildschirme eingebaut. Inzwischen wurden diese Modelle vielfach modifiziert. Auch ein anderes Vorhaben, wieder die Kinder betreffend, hat Früchte getragen. Natalja Makarytschewa, die Brigadierin in der Endmontage, gibt Auskunft. „In diesem Jahr nehmen unsere Schulen erstmals Schüler im Alter von sechs Jahren auf, ein Jahr früher als bisher ein Experiment. Klar, daß da mehr Schulbusse benötigt werden. ‚Progress' stellt sie bereit. Die Monteure haben die Sessel bequemer angeordnet. Der Innenraum ist mit heller Plastverkleidung versehen. Abwaschbar. Nicht schlimm, wenn mal die Wände bemalt werden."

Im Moment hat Natalja, Lehrerin von Beruf, für eine Schulklasse solche „Malwände" freigegeben. Die Kinder malen kleine Teufel. „Das soll das einzige Teuflische sein, was die Jüngsten im Leben kennenlernen. Deshalb arbeite ich im Werk. Deshalb dient mein Mann als Offizier in der GSSD. Deshalb versehen Soldaten und Arbeiter aus der DDR gemeinsam mit uns den Friedensdienst in der Kaserne oder an der Werkbank." Den Worten der Lehrerin, die zeitweilig beim Bau von Schulbussen mitarbeitet, schließt sich auch „Großväterchen" Chodjatschi von ganzem Herzen an.

Text: Oberst Valentin Kirjasow,
Major Volker Schubert
Bild: Major Alexander Gusew

Wieder einmal rückt die Kripo in der Rosenthaler Straße an. Mit einem Durchsuchungsbefehl für die Büroräume des ZK des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands und einem Haftbefehl für dessen Vorsitzenden. Doch der ist noch nicht da, also warten die Beamten.

Da erscheint ein junger Mann, mittelgroß, in einem abgetragenen Mantel, eine Aktentasche unterm Arm. Einem der Polizisten rennt er direkt in die Arme. Der vermutet in ihm wohl einen Arbeitslosen und fragt ihn barsch, wohin er wolle. Treuherzig antwortet der Gefragte, ein echter Neuköllner Jungarbeiter mit der Schlagfertigkeit des Berliner: „Zu Herrn Blenkle möchte ich. Ist er nicht da?" Das klingt so echt, daß sich der Beamte nicht mal den Ausweis zeigen läßt. So kann Conrad Blenkle auf der Stelle kehrtmachen und verschwinden.

Für das Recht der Jugend

Proletarisches Klassenbewußtsein und revolutionäre Tatkraft sind in der Berliner Arbeiterfamilie Blenkle schon lange Tradition. Bereits der Großvater kämpfte gegen Bis-



C. Blenkle *(o. links neben dem Banner mit verschr. Armen) bei einem FSJ-Ausflug nach Tegel im August 1919*



C. Blenkle *(8. v. r. in der 3. Reihe) als Teilnehmer der KJD-Reichsausschußsitzung 1922 in Hannover*



C. Blenkle *(1. v. l. in der oberen Reihe) als Häftling in der Festung Groß Strelitz*

Conrad Blenkle im Jahre 1928 (rechte Seite)



Wenn es um Großes geht...

marcks Sozialistengesetz, und auch der Vater, Schlosser von Beruf, ist in der SPD organisiert. Er hat in Neukölln eine jener kleinen Eckkneipen erworben, in der vornehmlich Arbeiter verkehren. Und manche seiner Gäste halten sich nicht lediglich am Tresen auf, sondern debattieren über Politik ...

In dieser Umgebung wächst der am 28. Dezember 1901 geborene Conrad heran und begreift bald, wer sich da versammelt und worüber geredet wird. Die Eltern, besonders aber seine Tante Grete, drückt ihm Bücher in die Hand. Und der Kleine liest. Auch nachts, bei Kerzenlicht; und am liebsten Historisches. In der Volksschule lernt er so gut, daß ihn die Lehrer auf eine höhere Anstalt schicken möchten. Aber auf Wunsch des Vaters beginnt der 14jährige eine Lehre als Bäcker.

Der Krieg, den der preußisch-deutsche Imperialismus 1914 angezettelt hat, hinterläßt tiefe Spuren im Denken des Jungen. Wachen Sinnes nimmt er das Leid und das Elend wahr, das dieses Völkerschlachten den einfachen Leuten beschert. Als Liebknecht am 1. Mai 1918 auf dem Potsdamer Platz die sofortige Beendigung des imperialistischen Raubkrieges fordert, ist Conrad wie Zehntausende seiner Altersgefährten begeistert. Im Oktober 1918 gründen Delegierte aus Berlin und siebzehn anderen Orten Deutschlands die Freie Sozialistische Jugend (FSJ), eine revolutionäre Organisation, die sich zur Ende Dezember jenes Jahres gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands bekennen wird. Ihr tritt Conrad Blenkle – nur wenige Wochen sind seit der Ermordung Karl Lieb-

knechts und Rosa Luxemburgs am 15. Januar 1919 vergangen – im Jugendheim in der Nogat-Straße 15 bei. Und im Dezember wird der Bäckergeselle, gerade 18 Jahre alt, Mitglied der KPD.

Vater Reinhold und Mutter Anna sind stolz auf den Sohn, der unter ihrer Obhut in die revolutionäre Arbeiterbewegung hineingewachsen ist, außerdem sein Handwerk versteht und sich auch daheim nützlich zu machen weiß: Fast mühelos astet er Zweizentnerlasten auf seinen breiten Schultern. Und bietet Vaters Schultheiß-Kneipe den Bierdurstigen ein Eisbeinessen, setzt sich Conrad im Gastraum gelegentlich ans Klavier. Den Eltern gefällt dies sehr, weniger dagegen des Sohnes Neigung, seinen schier unbändigen Wissensdurst nach den Zusammenhängen der Geschichte in zahlreichen Bibliotheken zu stillen, statt sich einen Arbeitsnachweis als Bäcker zu beschaffen.

Der Vater duldet's eine Weile, dann gibt's eine Auseinandersetzung. Wonach Conrad sein Bündel schnürt und – wie damals üblich – auf Wanderschaft geht. Arbeit nimmt er jedoch nur in solchen Ortschaften an, die mit einer Bücherei aufwarten können ...

Zurückgekehrt, stürzt sich Conrad Blenkle in die politische Arbeit, nimmt an Demonstrationen teil und an Streiks, übernimmt erste Funktionen im Jugendverband. Seine Jugendgenossen mögen ihn, der belesen ist, gern radelt, wandert und singt, vorzüglich Schach spielt, der leidenschaftlich, schlagfertig diskutiert und entschieden parteilich auftritt. Als die FSJ in der Emser Straße 138 eine Jugendbuchhandlung einrichtet, wird er ihr Leiter.

Im September 1920 wird die FSJ in Kommunistische Jugend Deutschlands (KJD) umbenannt; sie ist Conrad Blenkles politische Heimat. Als Obmann für Bildung und Schulung der Bezirksleitung Berlin-Brandenburg und dann als Vorsitzender dieses Bezirksverbandes entwickelt er sich zu einem hervorragenden Funktionär. Erich Wendt, einer seiner damaligen Genossen, hob später hervor, Conrad Blenkle sei der anerkannte Führer der Berliner Organisation gewesen. „Nicht so sehr, weil er der Vorsitzende war, er machte das niemals geltend. Er war es dank seines Wissens und vor allem dank seiner Fähigkeit, dieses Wissen im Kampf für die Rechte der Jugend anzuwenden."

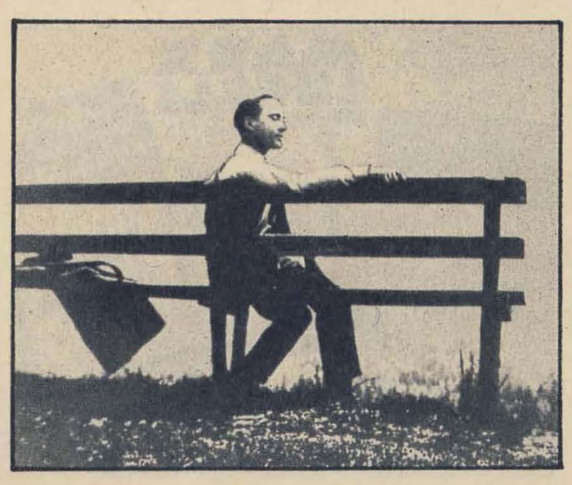
Mit Mut zur Wahrheit

Nach der Niederlage der Arbeiterklasse im Hamburger Aufstand und den Mitteldeutschen Kämpfen sehen sich die KPD und ihre Jugendorganisation vor große Probleme gestellt. Verboten und verfolgt, zählen im Frühjahr 1924 nur noch rund 25000 Jungkommunisten zur KJD. Viele haben sich abgewandt, weil sie den politischen und sozialen Repressalien der Reaktion nicht standzuhalten vermochten. Nun geht es darum, den Jugendverband zu stärken, ihn schlagkräftiger zu machen und dazu seiner straffen Organisation in Betriebszellen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Der 8. Reichskongreß der KJD wird einberufen.

Er findet vom 10. bis

◀ *Kurz vor der Hinrichtung geschrieben: Conrad Blenkles Abschiedsbrief an Tochter Klara*

▼ *Conrad Blenkle in Bayern 1926. Es war der einzige Urlaub für ihn und seine Frau Käte*



12. Mai 1924 illegal in Leipzig statt, Ernst Thälmann nimmt teil. Er erläutert den Delegierten, daß die Kommunistische Jugend Deutschlands im engen Bündnis mit der Partei unter den Massen der jungen Werktätigen arbeiten und ihre Aktivität in den Betriebszellen erhöhen müsse. Die Konferenz folgt dieser Linie, die zu verwirklichen vor allem Aufgabe des neuen Vorsitzenden werden soll: Conrad Blenkle.

Der 23jährige stellt sich dieser höchst anspruchsvollen Aufgabe. Robert Leibbrand, damals Mitglied des ZK der KJD, schrieb: „Kein anderer war so wie Conrad Blenkle geeignet, in dieser Situation den Kommunistischen Jugendverband zu führen. Conrad wollte alles genau wissen. Er verlangte vor allem kritische Überprüfung der Arbeit. Er nahm nichts unbesehen hin, überprüfte jede Behauptung. Er besaß auch den Mut, unangenehme Wahrheiten zu sagen. Wenn die Parteifeinde im Jugendverband keinen nennenswerten Einfluß gewinnen konnten und seine überwältigende Mehrheit immer fest zum Thälmannschen ZK der KPD stand, dann war das neben dem großen Einfluß Ernst Thälmanns vor allem Conrad Blenkle zu verdanken. Er pochte nie auf seine Autorität, ließ die begründete Meinung anderer gelten, scheute sich nicht, auch einen eigenen Irrtum zuzugeben."

Conrad Blenkle wird 1925 Mitglied des ZK der Partei sowie dessen Politbüros und arbeitet bis Ende 1928 als Vorsitzender des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD). „Unter seiner Leitung", so Erich Wendt, „wurde ein umfangreiches Studium des Marxismus-Leninismus organisiert: Wochenendschulungen, Vierzehntageschulungen – ja, obgleich wir ständig mit Geldnot zu kämpfen hatten, brachten wir es sogar fertig, Vierwochenschulungen durchzuführen. Die Zeit wurde dabei bis zur letzten Minute ausgenutzt ..." Und Conrad – Autodidakt in Sachen historischer Materialismus, Politökonomie, Staatstheorie, Lehre von der Partei, Strategie und Taktik des Kampfes der Arbeiterklasse – ist den Genossen ein ausgezeichneter Lehrer, der die revolutionäre Theorie seiner Klasse beherrscht und diese Waffe mit geschliffener Klinge führt. – So auch am 5. März 1927 in einem Diskussionsbeitrag auf dem 11. Parteitag der KPD in Essen zum Tagesordnungspunkt „Partei und Jugend", worin Blenkle den durch viele Genossen häufig begangenen Fehler kritisiert, „anzunehmen, daß der Jugendliche eigentlich noch kein Klassenkämpfer sein kann. Es ist richtig, daß der jugendliche Arbeiter ... nicht sofort die letzten Dinge des Marxismus und Leninismus beherrscht und beherrschen kann. Aber am Kampf teilnehmen kann jeder, auch der jugendliche Arbeiter. Er kann das nicht nur, sondern er wird durch die Verhältnisse gezwungen, an diesem Kampf teilzunehmen. Wir müssen alles tun, um den jugendlichen Arbeiter zur Teilnahme am Kampf zu organisieren."

Im bürgerlichen Parlament

Seit Mitte 1924 Mitglied des Exekutivkomitees der Kommunistischen Jugendinternationale (KJI), fühlt sich Conrad Blenkle den Genossen im Lande Lenins besonders verbunden. Mehrfach weilt er in der jungen Sowjetunion, um die Verbindung zwischen KJVD und Komsomol zu vertiefen und die Erfahrungen der sowjetischen Jungkommunisten zu studieren. Und der KJVD besiegelt seine Treue zur Idee des proletarischen Internationalismus, indem er Patenschaften über das 79. Reiterregiment der Budjonny-Division und das 55. Reiterregiment der Division „Kommunistische Jugendinternationale" übernimmt.

Am 20. Mai 1928 finden Wahlen zum Reichstag statt. 3,3 Millionen Werktätige geben der KPD ihre Stimme, in Berlin fast jeder dritte Wähler. Einer der 54 kommunistischen Abgeordneten ist Conrad Blenkle, mit 26 Jahren der Jüngste der insgesamt 490 Parlamentarier. Er nutzt die Tribüne des bürgerlichen Parlaments, um die Interessen der jungen Proletarier zu vertreten und die jugendfeindliche Politik der herrschenden Klassen an den Pranger zu stellen.

Am 11. Juni 1929 ergreift er das Wort gegen die Diskriminierung der Arbeiterjugendorganisationen, gegen die schreienden Mißstände in Berufsschulen und Fürsorgeeinrichtungen. Am 2. Dezember selbigen Jahres nimmt er zur Berufsausbildung Stellung, gegen eine Gesetzesvorlage, die den „individuellen Lehrvertrag" und damit das Willkürrecht der Unternehmer stützen soll: „Der individuelle Lehrvertrag beseitigt alle Äußerungen des Koalitionsrechtes und der Koalitionsfreiheit für die jugendlichen Arbeiter. Wir bekämpfen ihn, weil wir im offenen Kampfe auch zur Hebung der wirtschaftlichen Lage mehr erreichen können ... Ich erkläre an dieser Stelle noch einmal: Alle diese Forderungen werden seit

Jahrzehnten von Millionen Arbeitern erhoben. Aber nicht hierin allein liegt ihre Stärke; sie ruht auch darin, daß diese Forderungen auf einem Sechstel der Erdoberfläche bereits durchgesetzt sind: in der Sowjetunion. Wir Kommunisten sind ja nicht nur eine Partei, die in diesem Hause berechtigte Kritik zu üben und zu kämpfen hat gegen Mißstände; nein, wir sind eine Partei, die in einem Sechstel der Erdoberfläche die Macht in den Händen hat und dort diese unsere Grundsätze bereits in die Tat umgesetzt hat ... Wir Kommunisten sind eine Kampfpartei, und darin liegt auch unsere Stärke. Im Kampfe werden wir diese unsere Forderungen durchzusetzen wissen. Erst gestern haben die jugendlichen Arbeiter diese Forderungen auf dem Gewerkschaftskongreß manifestiert; die Arbeiterschaft wird weiter dafür kämpfen, daß Ihnen, meine Herren, das Feuer unter den Nägeln brennt. Und auf der Tagesordnung dieser künftigen Auseinandersetzung werden die Forderungen der Kommunistischen Partei stehen. Niemand mehr wird dann ihre Durchsetzung verhindern können."

Im Oktober 1928 übernimmt Conrad Blenkle andere Aufgaben in der Partei: Als politischer Sekretär im Berliner Unterbezirk Neukölln und in der Bezirksorganisation Niederrhein, als verantwortlicher Schriftleiter des KJVD-Organs „Die Junge Garde". Unermüdlich als Propagandist unterwegs, findet er kaum freie Zeit für sich und seine Gattin; und viel zu wenig für Töchterchen Klara, das er über alles liebt ...

Als Reichspräsident von Hindenburg im Juli 1930 den Reichstag auflöst, erlischt auch Blenkles Immunität als Abgeordneter. Wegen seiner Reden, seiner Aufsätze und Artikel in der Parteipresse, wegen Teilnahme an der behördlich verbotenen und vom sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Zörgiebel auseinandergeschossenen Berliner Maidemonstration 1929 ist gegen ihn ein Haftbefehl erlassen worden; er geht in den Untergrund.

Spitzel spüren Blenkle auf. Über ein Jahr muß er in Untersuchungshaft verbringen, bevor ihn das Reichsgericht in Leipzig zu 18 Monaten Haft verurteilt. Er verbüßt sie in der Festung Groß Strelitz.

In der Illegalität

Genau vier Wochen ist Conrad Blenkle wieder auf freiem Fuß, da gelangen die Nazis an die Macht. Wie für Zehntausende antifaschistische Kämpfer bedeutet das auch für ihn Verfolgung, Illegalität. Genosse Anton Ackermann berichtete: „Wir brauchten Conrad Blenkle, er war für uns unentbehrlich, obwohl schon lange beschlossen war, daß er aus der Berliner illegalen Arbeit zurückgezogen werden sollte, weil er in Berlin zu bekannt war. Außerdem bedurfte er dringend ärztlicher Fürsorge, denn sein Augenleiden verschlechterte sich rasch. Aber er blieb in Berlin, solange es notwendig war, um die zerrissenen Verbindungen der Organisation wieder zu knüpfen, denn nur mit seiner Hilfe konnte der Bezirksapparat aufgebaut werden. Seine Kenntnis der Kader der Partei und des Jugendverbandes waren dabei von größtem Nutzen und ebenso das Vertrauen, das ihm von den Genossen entgegengebracht wurde."

Nach Erfüllung seiner Aufträge in Oberschlesien und im KPD-Bezirk Berlin-Brandenburg wirkt er zunächst im Saargebiet, danach in Belgien, Frankreich und den Niederlanden. 1936 wird Conrad Blenkle die Leitung der Parteibezirksorganisation Nordwest anvertraut, deren Sitz sich in Bremen befindet. Von hier aus festigt er die illegalen Parteiorganisationen der Werften, nimmt Verbindungen auch zu bürgerlichen Antifaschisten auf, beschafft und übermittelt Nachrichten aus dem Ausland und organisiert den Widerstand der Volksfrontbewegung.

1937 wird sein Aktionsfeld die Abschnittsleitung Süd der KPD mit Sitz in Zürich, von wo aus er die Tätigkeit Hunderter illegal lebender Genossen leitet.

Dann verhaftet ihn eines Tages – bei einer Straßenkontrolle – die schweizerische Polizei. Dies bringt ihn in Lebensgefahr, denn es gibt einen Auslieferungsantrag der Gestapo. Doch Blenkle kann seine Ausweisung nach Frankreich erreichen; er wird „abgeschoben". Auf Beschluß des Politbüros begibt er sich nach Dänemark, zur Abschnittsleitung Nord. Sie ist für die illegalen Parteiorganisationen entlang der deutschen Nord- und Ostseeküste von Emden bis Danzig zuständig. Nach der Okkupation Dänemarks durch Hitlerdeutschland im April 1940 in besonders schwieriger Lage, arbeiten deutsche und dänische Kommunisten sowie Antifaschisten eng zusammen. Zu ihnen gehört auch der Schriftsteller Martin Andersen Nexö. Und ein junger Deutscher mit dem Decknamen Curt. Sein richtiger Name: Waldemar Verner. Später wird er maßgeblich am Aufbau der bewaffneten Kräfte der ersten deutschen Arbeiter-und-Bau-

▶ *Conrad Blenkle – als Vorsitzender des KJVD Spitzenkandidat der KPD zu den Reichstagswahlen 1928*

▶ *Fotomontage John Heartfields zur Reichstagswahl 1928, veröffentlicht in der „Roten Fahne"*





Die Junge Garde

Reichstagswahl und arbeitende Jugend!

Wählt die Kommunistische Partei, Liste 5



Die Rote Fahne

ermacht beteiligt sein, zuletzt als Chef der Politischen Hauptverwaltung der Nationalen Volksarmee.

Standhaft bis zuletzt

Am 22. Juni 1941 vom faschistischen Deutschland wortbrüchig überfallen, haben sich die Völker der Sowjetunion zum Großen Vaterländischen Krieg gegen den Nazistaat und dessen Vasallen erhoben. Im „Dritten Reich“ selbst tobt der braune Terror zügellos. Allein von Juni bis Dezember werden rund 71 000 Männer und Frauen verhaftet, verhört, gefoltert; unter ihnen der bis dahin in Kopenhagen tätig gewesene Kandidat des ZK der KPD Heinrich Wiatrek. Der aber übt Verrat ...

Man schreibt den 16. Dezember jenes Jahres, bittere Kälte liegt über der dänischen Hauptstadt. Ein halbblinder Mann, dessen Augenlicht der Star angegriffen hat, verläßt sein illegales Quartier, um einen Freund aufzusuchen. Conrad Blenkle alias Thorvald weiß nicht, daß ihn bei Ejnar Markeprad dänische Polizei erwartet.

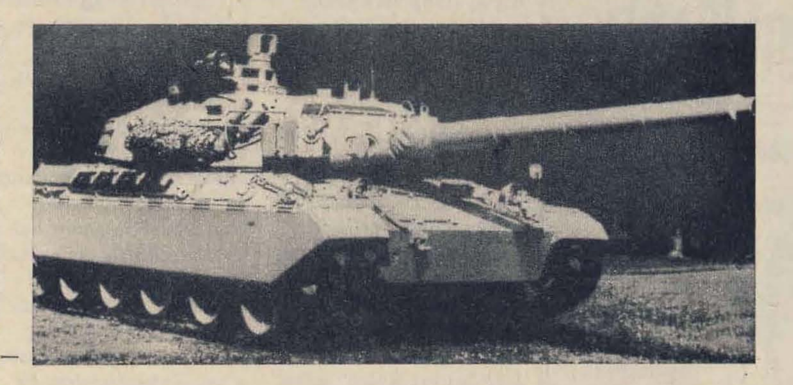
Ejnar und dessen Familie wollen Blenkles Festnahme verhindern, seine Flucht sogar mit Gewalt ermöglichen. Es mißlingt. Noch gleichen Tages wird Conrad Blenkle der Gestapo übergeben, die ihn nach Hamburg verbringt.

„Nach seiner Verhaftung“, erinnerte sich Admiral Waldemar Verner, „haben wir uns gesagt: der redet nicht, *der* nicht, der sagt auch unter der Folter nicht aus. Ein Blenkle nicht!“ Elf Monate halten ihn die Nazis in Einzelhaft. Sie schinden ihn nicht, sondern wenden gegen ihn „die weiche Tour“ an, indem sie ihn seelisch quälen, ihn Verrätern gegenüberstellen, seine Kampfgefährtin Käte zu nötigen versuchen und ihm die fast erwachsene Tochter vorführen. Sie bieten ihm Freiheit, wenn er nur seine Genossen preisgebe. Resigniert halten sie schließlich in der auf „Vorbereitung zum Hochverrat u. A.“ lautenden Anklageschrift fest: „Er ist der Typ des fanatischen Kommunisten. Er hat keinen der Funktionäre, mit denen er zusammengearbeitet hat, preisgegeben. Er erklärte, daß er ... weiterhin Kommunist bleibe.“

Am 20. Januar 1943 stirbt Conrad Blenkle, 42jährig, für seine Überzeugung in Berlin-Plötzensee unter dem Fallbeil. In seinem letzten Brief an Tochter Klara hat er geschrieben: „Wenn ich mein Leben rückschauend betrachte und Bilanz ziehe, so kann ich im großen und ganzen zufrieden sein. Aber auch ich war ein Mensch mit Schwächen und Fehlern. Trotz alledem weiß ich, daß mein Leben wertvoll war und ich Nützliches geleistet habe. Meine letzte Mahnung an Dich ist: Handle immer verantwortungsbewußt, arbeite unablässig an Deiner Vervollkommnung, schone Dich nie, wenn es um Großes geht und Du Dich einsetzen mußt!“

In der Freien Deutschen Jugend lebt Conrad Blenkles Vermächtnis fort. Und es bewahren auch jene Grenzsoldaten der DDR, deren Truppenteil seinen Namen trägt.

Text: Günther Freyer
Bild: Archiv



Kampfpanzer AMX 30 B2 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	37000 kg
Länge	9480 mm
Breite	3240 mm
Höhe	2960 mm
Antrieb	ein 12-Zylinder-Dieselmotor
Leistung 522 kW bei 2400 U/min	
Höchstgeschwindigkeit	65 km/h
Fahrbereich	520 km
Bodenfreiheit	450 mm
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	930 mm
Überschreitfähigkeit	2900 mm
Bewaffnung	1 Kanone 105 mm
	1 Maschinenkanone 20 mm
	1 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann

Der AMX 32 B2 wurde in seinen Kampfeigenschaften den modernen Kampfpanzern der NATO angeglichen. Seine Feuerleitanlage besteht aus Laserentfernungsmesser, Zielfernrohr, elektronischem Steuergerät und ballistischem Rechner. Das Motordrehmoment wird über einen Drehmomentenwandler und ein lastabhängig schaltbares Getriebe mit elektrohydraulischer Schaltung übertragen.

Flak Bofors L 70 (Schweden)

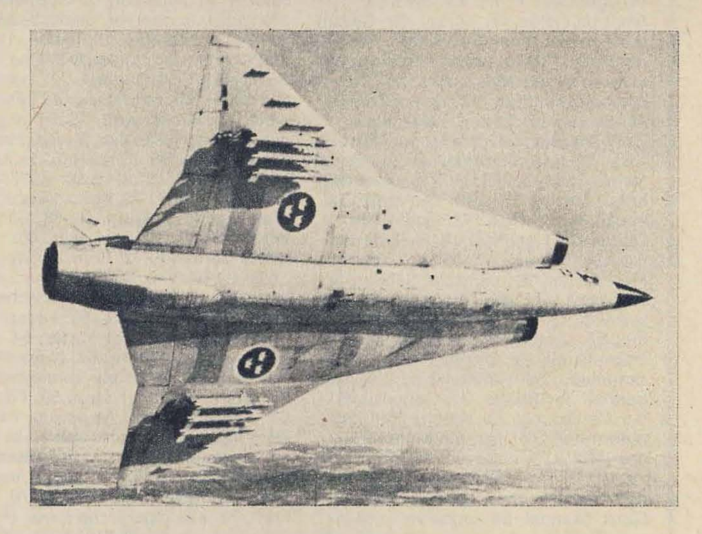
Taktisch-technische Daten:

Kaliber	40 mm
Masse	
in Marschlage	4700 kg
in Gefechtslage	3850 kg
Länge in Marschlage	6500 mm
Breite	1850 mm
Höhe	2020 mm
Bodenfreiheit	390 mm
Rohrlänge	2800 mm
Anzahl der Züge	4
Anfangsgeschwindigkeit	1000 m/s
Feuergeschwindigkeit	240 Schuß/min
Schußentfernung	12600 m
Höhenrichtbereich	−5 bis +90 Grad
Seitenrichtbereich	360 Grad
Bedienung	4 Mann

Die Flak Bofors L70 ist eine Weiterentwicklung der 40-mm-Flak Bofors L60 mit verbesserter Visiereinrichtung, höherer Feuergeschwindigkeit und einem 5-mm-Schutzschild aus Stahlblech gegen den Beschuß durch Infanteriewaffen. Zum Transport werden an die Spreizholme Achsen und Räder montiert. Die Waffe befindet sich u.a. im Bestand der Streitkräfte Schwedens, der BRD, Großbritanniens, Frankreichs, Dänemarks, der Niederlande.



Kampfflugzeug Saab 350E „Draken" (Schweden)



Taktisch-technische Daten:

Startmasse maximal	15000 kg
normal	10400 kg
Länge	15,34 m
Höhe	3,89 m
Spannweite	9,42 m
Flügelfläche	49,20 m²
Antrieb	1 TL-Triebwerk RM6C
Schub	5650 kp
m. Nachbrenner	7700 kp
Höchstgeschwindigkeit	2330 km/h
Steiggeschwindigkeit	175 m/s
Dienstgipfelhöhe	18300 m
Aktionsradius	560 bis 1100 km
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 30 mm M-55
Besatzung	1 Mann

Die Saab 350E „Draken" ist ein Mitteldecker in Ganzmetallbauweise mit gepfeiltem Seitenleitwerk. Ein Höhenleitwerk ist nicht vorhanden. Die Maschine besitzt insgesamt elf Waffenaufhängepunkte, an denen Waffenlast bis zu 4500 kg mitgeführt werden kann; Bomben und Raketen. Eingeführt wurde das Flugzeug in Schweden, Dänemark und Finnland.



Kampfpanzer OF 40 Mk2 (Italien)

Taktisch-technische Daten:

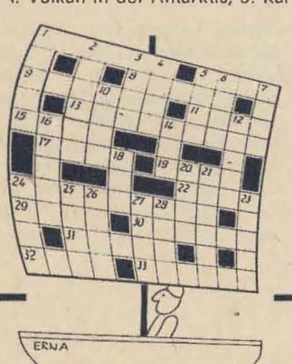
Gefechtsmasse	43000 kg
Länge	7680 mm
Breite	2470 mm
Höhe	2920 mm
Antrieb	ein 10-Zylinder-Mehrstoffmotor
Leistung	620 kW bei 2200 U/min
Höchstgeschwindigkeit	60 km/h
Fahrbereich	600 km
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	700 mm
Watfähigkeit	1200 mm
Überschreitfähigkeit	3000 mm
Bewaffnung	1 Kanone 105 mm, 2 MG 7,62 mm
Besatzung	4 Mann

Der erste italienische Kampfpanzer OF40 war der in einigen Baugruppen veränderte Lizenzbau des BRD-Panzers Leopard 1A3 und bildete die Grundlage für die Weiterentwicklung OF 40 Mk2. Im wesentlichen erhielt der neue Standardpanzer der italienischen Streitkräfte eine Feuerleitanlage mit Stabilisierungssystem, Laserentfernungsmesser und Ballistikrechner. (Achtung, das Typenblatt in AR 2/87 zeigt den AMX 32)

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. mil. Kennwort, 5. Stadt im Osten der Türkei, 10. Gestalt der Französischen Revolution, 14. Heidepflanze, 15. Bewohner Dakiens, 16. instrumentales Musikstück, 17. Zeichentrickfilmfigur, 18. Schmetterling, 19. Sahne, 20. Strom in Westafrika, 21. Widerhall, 24. spanischer Küstenfluß, 26. poln. Schriftsteller, 27. Behälter füt Stimmzettel, 29. teig- oder breiartige Masse, 32. Insel im Pazifik, 34. einjähriges Fohlen, 37. Einheit der Länge, 39. Nagetier, 41. Flaumfeder, 44. Ausgelassenheit, 46. altrömische Hausgeister, 47. dänische Schauspielerin, gest. 1972, 49. Dunst, 51. das Lösen von Rätseln, 53. Drama von Goethe, 57. sowj. Hafenstadt, 60. Spann-, Schnellkraft, 63. Betreuer, 65. Zitatensammlung, 66. Himmelsblau, 69. Nebenfluß der Rhône, 71. Gegenstand der Verehrung, 73. Feuchtigkeit, 76. Bittermittel, 77. beliebte Kinderfigur der „NBI", 78. chemische Verbindung, 79. Ort in Tirol, 80. Vorraum, 81. mohammedanischer Titel, 82. Planet, 83. Lärm, Skandal, 84. jugoslawische Insel, 85. filmisch-witziger Spaß, 86. steiler Weg, 87. Aufgeld, Aufschlag, 89. Vorname von 47. waagerecht, 90. deutscher Erzähler, gest. 1910, 91. Nebenfluß der Donau, 92. Muse der Liebesdichtung, 93. Persische Rohrflöte, 94. Gestalt aus „Die Fledermaus", 97. arabischer Volksstamm, 99. Warägerfürst, 101. Karpfenfisch, 104. altnordisches Blasinstrument, 106. Stadt in Frankreich, 109. Astrolog Wallensteins, 110. heimischer Singvogel, 111. zugeschnittenes Holz, 114. Weinpresse, 118. Südfrucht, 122. Zahl, 125. Bezahlung für freiberufliche Tätigkeit, 128. Funkmeßgerät, 130. sowj. Tänzerin, 133. nordungarische Stadt, 134. Auswahl, Auslese, 135. See in der UdSSR, 136. Dorfplatz, 139. kleine Ansiedlung, 140. Führer eines russischen Bauernaufstandes, 142. Operngestalt bei Schönberg, 144. Zahlwort, 146. Lebensgemeinschaft, 148. Stadt in Frankreich, 151. Großmeister der spätgotischen Bildnerei, 153. Nachkomme, 155. Sennhütte, 156. Alkaloid in den Nachtschattengewächsen, 157. Jagdruf, 158. kalkreicher Ton, 159. Dämpfungsmaß in der Elektrotechnik, 160. Gestalt aus „Arabella", 161. Vater des Odysseus, 162. Flugkörper.

Senkrecht: 1. derbkomisches Bühnenstück, 2. Farm, 3. Geliebte des Zeus, 4. Vulkan in der Antarktis, 5. Kartenspiel, 6. Art, Gattung, 7. Gewässerbegrenzung, 8. oberital. Stadt, 9. allgemeine Lebensregel, 10. Panne, 11. Stadt im Norden Saudi-Arabiens, 12. Garnmaß, 13. Wundmal, 22. Stadt in der ČSSR, 23. musikalisches Bühnenwerk, 25. Bücherbrett, 26. Flüssigkeitsmaß, 27. europäisches Grenzgebirge, 28. Tonstufe, 30. Körperteil, 31. Lärminstrument, 33. Fluß in der RSFSR, 35. englischer Fluß, 36. Romangestalt bei Alex Wedding, 37. Plage, 38. Glied einer Formel, 39. engl. Bier, 40. weiblicher Vorname, 42. Brauch, Sitte, 43. Stadt auf Sizilien, 45. deutsche Spielkarte, 48. Stadtteil der ungarischen Industriestadt Vårpalota, 50. Feuersbrunst, 52. römischer Kaiser, 54. einkeimblättrige Pflanze, 55. Nebenfluß der Aller, 56. Wacholderbranntwein, 58. altorientalischer Staat, 59. Fährte, 61. Amtstracht, 62. Werkzeug, 63. andere Bezeichnung für Postament, 64. Entfernungsmesser, 67. postalischer Begriff, 68. in Rußland tätiger Architekt ital. Herkunft des 18. Jh., 70. Tatkraft, 71. alte japanische Kunst des Blumensteckens, 72. englischer Schauspieler und Regisseur, 74. Gasgemisch, 75. Meeresbewegung, 76. peruanischer Romancier, gest. 1967, 88. Speisefisch, 89. ringförmiges Korallenriff, 95. ital. Tragödin, gest. 1924, 96. mittelalterliches Volkslied, 98. Gewebe, 100. Kriechtier, 102. Nebenfluß der Drau, 103. Schwimmvogel, 105. Kampfbahn, 107. Sinnesorgan, 108. Verwandter, 111. Feuerschein, 112. Erbauer des heutigen Berliner Bode-Museums, 113. aserbaidshanisches Zupfinstrument, 115. Stadt auf Honshu, 116. nordischer Gott des Gewitters, 117. alte spanische Münze, 119. Zirbelkiefer, 120. Stadt in Schweden, 121. Empfangsraum, 122. Milchgefäß, 123. Nordwesteuropäer, 124. synthetischer Kautschuk, 126. Riese im franz. Märchen, 127. Hafenstadt in Algerien, 129. Warägerführer, 131. Roman von Zola, 132. Handelsgegenstand, 137. Säge mit mehreren Sägeblättern, 138. Erfinder der Schiffsschraube, 140. Stadt in Frankreich, 141. Dauerfahrer hinter Schrittmacherführung, 142. Verbrennungsrückstand, 143. Stadt auf Honshu, 145. oberital. Stadt, 147. deutscher Dichter des 18./19. Jh., 149. Schlingpflanze, 150. Buchteil, 151. südfranzösische Hafenstadt, 152. Kopfschmuck, 154. bolivianischer Romancier.



Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 63, 72, 75, 64, 53, 47, 18, 44, 157, 68, 60, 110, 67, 130, 16, 155, 125, 161, 17 und 137 ergeben in dieser Reihenfolge die Bezeichnung für eine finanzielle Zuwendung für Angehörige der Grenztruppen. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 8. 1987. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 8/87. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 6/87

Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Luftlandetransporthubschrauber. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Famulus, 5. Schal, 9. Titular, 13. Agio, 14. Lese, 15. Halogen, 17. Onega, 18. Tagetes, 20. Anaa, 22. Wega, 23. Elea, 26. Lot, 27. Ata, 28. Aron, 30. Normzeit, 31. Limonade, 32. Abnahme, 35. Degen, 38. Grat, 39. Iesi, 41. Tatra, 44. Oka, 46. Laren, 48. Gur, 50. Eternit, 51. Okarina, 52. Ene, 53. Esino, 56. Rab, 57. Ober, 60. Uniform, 61. Rehe, 63. Ales, 66. Tara, 67. Nationalrat, 71. Kamin, 73. Anapa, 74. Unteroffizier, 75. Flirt, 77. Gamma, 79. Störtebeker, 82. Odin, 84. Irun, 86. Anis, 88. Rabatte, 93. Erne, 95. Ise, 97. Lauer, 98, Aga, 100. Titurel, 101. Besteck, 102. Are, 103. Adams, 106. Era, 107. Salon, 110. Nike, 112. Isel, 114. Maler, 118. Sattler, 120. Repbulik, 122. Arabella, 125. Aras, 126. Ahn, 127. Ist, 128. Lien, 129. Herr, 131. Ossa, 134. Etagere, 135. Etüde, 137. Terpene, 138. Auto, 139. Enna, 140. Thermit, 141. Arosa, 142. Reineke.

Senkrecht: 1. Fohlen, 2. Malter, 3. Liga, 4. Sana, 5. Sio, 6. Constanta, 7. Algraphie, 8. Lea, 9. Tete, 10. Toga, 11. Litera, 12. Rosine, 16. Enden, 19. Agame, 21. Altar, 22. Wales, 24. Loge, 25. Amme, 28. Anna, 29. Oder, 33. Ballen, 34. Mentor, 35. Duero, 36. Giebel, 37. None, 38. Gate, 40. Igor, 41. Trab, 42. Teiler, 43. Aware, 45. Kinn, 47. Reif, 49. Ukas, 54. Silo, 55. Nora, 58. Bataillon, 59. Reni, 61. Rain, 62. Hauptmann, 64. Pastete, 65 Ladiner, 68. Ihrer, 69. Neffe, 70. Leine, 72. Nut, 73. Arg. 76, Reis, 78. Aare, 80. Tuba, 81. Bete, 83. Distel, 85. Urteil, 86. Antos, 87. Iser, 89. Alpaka, 90. Aura, 91. Trasse, 92. Oger, 94. Ecker, 95. Iran, 96. Elen, 98. Abel, 99. Asam, 104. Detonator, 105. Miltiades, 108. Ader, 109. Opus, 111. Iskar, 113. Erato, 115. Apel, 116. Elle, 117. Alter, 119. Rasse, 120. Rakett, 121. Parade, 123. Lisene, 124. Anrede, 129. Heim, 130. Reat, 132. Star, 133. Arni, 135. Eta, 136. Ena.

Die Gewinner unseres Preisrätsels aus AR 3/87 waren: Soldat Andreas Rippke, Berlin, 1160, 25,– M; OS Frank Mook, Suhl, 6023, 15,– M, und Roslinde Büttrich, Schmiedefeld, 8501, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
14 15
16 17 18
19 20
21 22 23 24 25 26 27 28
29 30 31 32 33 34 35 36
37 38 39 40 41 42 43
44 45 46 47 48
49 50 51 52
53 54 55 56 57 58 59
60 61 62
63 64 65 66 67 68
69 70 71 72 73 74 75 76
77 78 79
80 81 82 83
84 85
86 87 88 89 90
91 92 93
94 95 96 97 98 99 100 101 102 103
104 105 106 107 108 109
110
111 112 113 114 115 116 117
118 119 120 121 122 123 124
125 126 127 128 129 130 131 132
133 134 135
136 137 138 139 140 141
142 143 144 145 146 147 148 149 150
151 152 153 154
155 156 157
158 159
160 161 162

leser-service



soldatenpost

... wünschen sich: Marina Hoffart (20), Neue Str. 20, Weißenschirmbach, 4241 – Petra Flade (17), K.-Marx-Str. 21/1706, Luisenthal, 5806 – Anke Korger (17), Unter dem Gerade 9, Mücheln, 4207 – Doreen Böttcher (17), Platz der Einheit 5, Baumersroda, 4801 – Manuela Ochse (17), Topfmarkt 17, Mücheln, 4207 – Ines Grunewald (18, Sohn 1), Kohlgarten-Weg 6, Leipzig, 7050 – Heidi Weinhold (16), Am Pfarrlehn 56, PSF 22, Falkenstein, 9704 – Ute Blum (25, 2 Kinder), Altlaubegast 6, Dresden, 8021 – Jacqueline Grzelczyk (18; 1,70), Theaterstr. 5b, Döbeln, 7300 – Conny Mikofsky (17), LWH an der Gärtnerei 10, PF 157, Zi. 514, Klink, 2065 – Martina Schweigel (22; 1,79), E.-Grube-Str. 3, Hoyerswerda, 7700 – Ursula Heuser (20), Elsterbogen 23, Hoyerswerda, 7700 – Simone (20) u. Cathrin (21) Grille, Ö 85/I, Str. d. Aktivisten 6, Riesa, 8400 – Katrin Eckler (17; 1,70), LWH an der Gärtnerei 10, PF 157–160, Zi. 517, Klink, 2065 – Anke Kreitling (17; 1,79), Neuendorfer Str. 26/59, Potsdam, 1597 – Kerstin Sens (22), Eichenstr. 65, Gera-Lusan, 6502 – Beate Stegner (19), E.-Grube Str. 115, Zwickau, 9580 – Sabrina Wendt (16; 1,72) u. Viola Wächtler (18), Dorfstr. 27, PSF 4, Holthusen, 2711 – Sabine Beier (18; 1,74), Mommsenstr. 34, Zwickau, 9590 – Verena Ulmann (21, Sohn 1½), Zweifelstr. 13, Leipzig, 7039 – Bettina Lange (19), Wetro/Dorf, 8601 – Sylvia Spittka (20), Im Gehölz 33, PF 175–04, Schulzendorf, 1603 – Christine Götze (25), Breitscheidstr. 2 97/28, Sömmerda, 5230 – Anke Scholz (17; 1,72), Hohe Str. 21, Wildenhain, 8281 – Katrin Sputh (20), Klingenstr. 3, Leipzig, 7031 – Sabine Hegewald (16), Hannemannstr. 26a, Teltow/Seehof, 1530 – Silke Seidel (16), Clara-Viebig-Str. 7, Dresden, 8028

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Anita Eckert (25), Teupitzer Str. 38, Schwerin, 1601 – Bärbel Kling (20), Borsbergstr. 18b, Dresden, 8019 – Sabine Hochmuth (20, Tochter 2), Döhnerstr. 5, Zwickau, 9590 – Karola Lücke (24, Tochter 2), Block 922/15, Halle-Neustadt, 4090 – Brita Adam (23), Str. d. Revolution 33, Halle-Süd, 4070 – Manuela Galla (16), Gröbziger Str. 6, Bernburg, 4350 – Katrin und Conny Rentsch (beide 16), Grünewalderstr. 31, Lauchhammer-Mitte, 7812 – Anja Ludwig (16), Guntherstr. 26, Teltow, 1530

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre).

ar-markt

Biete AR 3/78–9/83, 11/83, 5–12/85, 1–6 u. 8–12/86: Karl Siber, Kantstr. 6, Oschatz, 7260 – Biete MTH, Material ü. Kfz., suche S+T 1970–80, VA 1960–80: H. Werner, Tschirchstr. 20, Gera, 6500 – Biete AR 6/83, 12/84, 1–4, 6, 8–12/85, 1, 3–7, 9–12/86: Evelyn Scheidlock, Goethestr. 31, Eggersdorf-Süd, 1275 – Suche „Arsenal" Bd. 1 u. 2: Horst Scheffler, Holstenstr. 6, Demmin, 2030 – Biete 20 AR-Poster: Mario Buchholz, Bahnhofstr. 29, Pratau, 4601 – Biete Fliegerkalender 1967, suche Marinekalender 1967, „Geschichte der Kriegskunst" Bd. 1 u. 3: Erich Lentge, Lindenstr. 25, Barleben, 3103 – Biete div. Memoirenliteratur, Bildbände u. a. „Von Tankograd nach Berlin": N. Schlaffke, Nordstr. 7, Vetschau, 7544 – Biete „Arsenal" Bd. 6, Fliegerjahrbuch 59, 60, 61, suche „Arsenal" Bd. 2, 3, 5: Horst Kaden, O.-Buchwitz-Str. 188, Berlin, 1142 – Biete Plastmodellbausätze, suche Novo-Bausätze, „Das große Flugzeugtypenbuch": H. Borowszak, Dorfstr. 49, Pretzen, 1801 – Biete Marinekalender 75, 76, 85–87, Fliegerkalender 73, 82, 85, 87, einzelne Aerosport u. FR von 69–71, 73, 78–80, suche Fliegerkalender 81, Marinekalender 79, 81: M. Düring, Humboldtstr. 45, Gotha, 5800 – Suche Plastmodell Panzer T-34: Thomas Kitzing, Thälmannallee 68, Dessau, 4500 – Biete 12+1bändige „Geschichte des zweiten Weltkrieges 1939–1945": Dieter Neuendorf, Isarstr. 11, Falkensee, 1540 – Suche Novo-Flugzeugmodellbausätze: Marco Lenk, K.-Kollwitz-Str. 17, Bleicherode, 5502 – Biete Fliegerkalender 87, suche Fliegerkalender 78, 79: Ronald Schwedka, Th.-Brugsch-Str. 14, Berlin, 1115 – Suche AR-Jahrgänge 76-82, AR 1, 6, 8, 12/83, 10/84, 3, 5, 6, 10–12/85, 2, 8/86, 1, 3–5/87: Petra Petzold, Elbisbach, 7231 – Biete „Der Tod auf allen Meeren", „Zwischenfall im Cockpit", suche „Auf dem Regenbogen reitet der Tod", „Viel Wasser rund ums Feuer fließt": Udo Dittrich, W.-Pieck-Str. 76, Langenbach, 9513

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin Storkower Str. 158, Berlin, 1055 Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin, 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. 5. 1987

Titelbilder: Manfred Uhlenhut

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post. In den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig, DDR - 7010

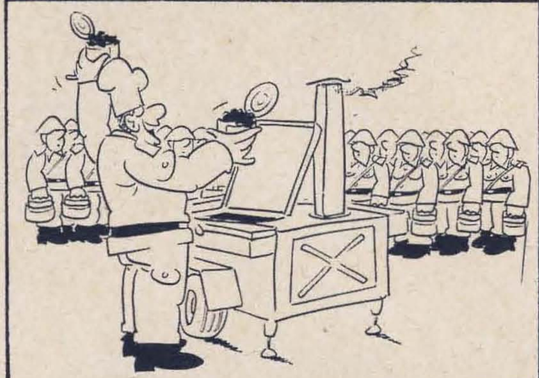
Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin, 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Gulasch-Kanoniere

belauschte Gerhard Herma



„Der Alte meint nur, an dieser Kreuzung dauerts manchmal bißchen länger."

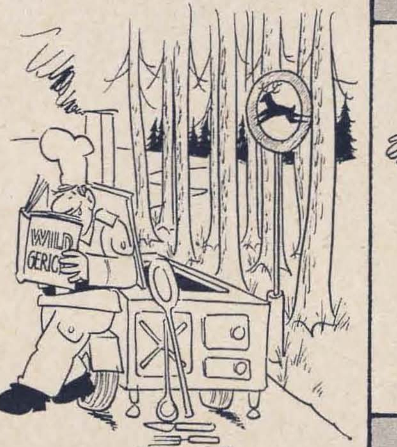


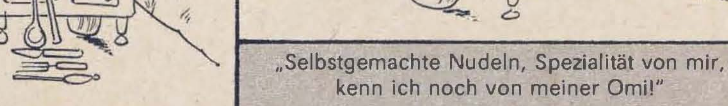
„Rind- oder Schweinegulasch?"

„Sie haben doch nicht etwa die Feldküche schon wieder vergessen?"



„Ich versteh das gar nicht, ich dachte doch nur, eine Biersuppe wäre mal eine Abwechslung ..."





„Selbstgemachte Nudeln, Spezialität von mir, kenn ich noch von meiner Omi!"

31036
ISSN 0004–2277

